

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 27.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

In der Heide.

Sand, überall Sand, meilenweit, meilenbreit.

In vorgeschichtlicher Zeit rollte das Meer seine Wogen über das deutsche Tiefland und als das flutende Element es verließ, blieb der Sand zurück, die Sonne trocknete ihn und rief eine Vegetation in's Leben, welche heutzutage noch der ungeheuern Einöde einen Schmuck verleiht. Im Augustmonat trägt die deutsche, auch die lüneburger Heide genannt, für wenige Wochen ihr Galakleid.

Der Blick des Wanderers ruht mit Vergnügen auf dem sich nach allen Richtungen bis zur weit entlegensten Grenze des Sandterritoriums hinziehenden bunten Teppich. Millionen um millionen zarte, lila oder rötlich schimmernde Blütenglöckchen spenden der Heide jenen wunderbaren Anhauch duftigen Morgen- oder Abendroths gleich einem Verklärungschimmer, welcher das Auge entzückt. Und wie lebendig ist es in dieser Naturpracht! Hier ist die Heimat zahllosen Kleinlebens. Am glühend heißen sandigen Boden bewegt sich eine Tierwelt von wunderbarer Schönheit. Glänzende Käfer und Insekten aller Art beleben das bunte Heidekraut, unter dem in lustigem Spiel smaragdgrün strahlende Eidechsen hinhuschend sich jagen, schwirrende Grillen und summende Bienen, süße Tropfen aus den hinundher vom leisesten Lüftchen schwankenden Blütenglocken naschend und dann die kleinen zierlichen Heideschmetterlinge, in dichten Schwärmen wolkenartig aufstäubend und vermöge des Atlasglanzes ihrer blendend weißen oder feuerfarbenen Flügeldecken im Sonnenlichte wie Schneeflocken und glühende Funken durcheinander wirbelnd; aber allen zuvor tun es mit ihren dünnen zwischernenden Stimmen die Heidelerchen als stattliche Grandseigneurs der unbeschränktesten Freiheit . . . ja, es ist eine wundervolle Kleinwelt, die da lebt und webt. Auf der unabsehbaren Sandfläche, die so einsam und öde sich ausbreitet, ruht die Stille eines Friedhofs und die Heide hat das beste Recht dazu, diese Bezeichnung in Anspruch zu nehmen.

Aus der in graublauem Fernedunst sich verlierenden Sandebene und aus den schwachen nach deren Grenzen sich hinziehenden hügeligen Sandwellen ragen hier und da Erhöhungen

auf, welche gleich alten Merkzeichen sich von ihrer eintönig gelbgrauen Umgebung tief dunkel abheben.

Und in der That sind es Merkzeichen . . . uralte Merkzeichen, Grabstätten aus einer Zeit, von der keine Sage auf uns gekommen ist. Diese Grabhügel sind wachholberbewachsene kunstlose Bauten für Tote, welche jedenfalls in vorrömischer Zeit gelebt haben, und deshalb Denkmale an ein unbekanntes Volk, das wegen öftern Wechsels seiner Wohnplätze seine Toten verbrante und durch Errichtung dieser Grabkammern der Nachwelt das Zeugnis hinterließ, wie sehr es seine Dahingegangenen ehrte und liebte, um deren Ueberreste vor Feindseligkeiten von Menschen und Tieren zu sichern.

Um ein solches Hütengrab oder auch Hütenbett, wie die Leute dortiger Gegend diese in der Heide in nicht geringer Zahl verstreuten Gräber nennen, hatten an dem Tage, dessen Ereignis in diesem Kapitel geschildert ist, sich einige Wagen mit Eingeladenen eingefunden, denn es galt der Doffnung einer solchen Grabstätte, um vornehmen vom londoner Hofe zu Besuch an den Hof zu Hannover gekommenen englischen Herrn einen Begriff von deren Innerem zu geben.

Die zur Aufbrechung eines derartigen Hügel bestellten Leute aus einem Heidedorfe mit ihrem Arbeitsgerät, Hacken und Schaufeln warteten bereits der Ankunft der hochgeborenen Gesellschaft. Dies Warten würde höchst langweilig gewesen sein, wenn nicht die der Heide allein eigentümliche Type von Schafen mit dem sie führenden Master einige Unterhaltung gewährt hätten. Der Master (Schafhirt) hatte seine Pflöge in den breiten Schatten des Hügel geführt und stand mitten unter ihnen wie ein Familienvater, eine lange, hagere Figur in feinen weißwollenen, innen rot ausgekleideten Mantelrock gehüllt, unablässig an einem unförmlich großen, grauschwarzen Strumpf breidelnd (strickend), wie diese Arbeit dort genant wird. Mit feinen lichtblauen Augen die ihn verwundert betrachtenden Fremden anblickend und one jede andere Bewegung als die seiner Hände mit den dicken Nadeln, bot er, umgeben von seinen kleinen Pflöglingen, den Heidschnucken, jenen Biliputs von Schafen, die harige Wolle und Hörner tragen und ganz verschieden von der großen Schafart sind, welche durch anderes Futter fast andere

Tiere zu sein scheinen, ein sehr hübsches Bild, das den Fremden ungemein wolgefiehl.

Die kleinen schwarzgrauen Heidschnucken sind die lustigste Gesellschaft, welche der in diese Oede gleichsam gebannte Master sich nur wünschen kann. Wie Federbälle emporschnellend, mit possierlichen Sprüngen, frischen Augen, leichtgliebig und behend, sich neckend und jagend, tummeln sich diese harmlosen Bierfüßler um ihren schweigenden Hüter. Sie sind keine Familie, die mit harten Gräsern vorlieb nimt und wegen ihres alle lichte Färbung entbehrenden Naturkleides auch als Negerstamm unter den Schafen bezeichnet wird, von dem kein Forscher sagen kann: wann und woher, mit welchem Volke derselbe in dies Reich der Stille gekommen sein mag?

Die Eingeladenen gehörten zum größten Teile dem ärztlichen Stande an. Sie hielten zufällig eine Versammlung aller hannoverschen Kollegen in der Residenz Hannover und um den englischen, am Hofe des Vicelkönigs, des Herzogs von Cambridge, zu Besuch erschienenen Lords einen Beweis der Hochachtung zu geben, fand es die Regierung wünschenswert, die Männer der Wissenschaft dahin zu bestimmen, die fremden Herren in die Heide zu begleiten, um dem Ausbruch eines Hünengrabes beizuwohnen. Wenige Frauen der Ärzte hatten sich diesem Ausfluge in Gesellschaft ihrer Gatten angeschlossen, wären aber die kleinen lustigen Heidschnucken nicht zufällig am Plage gewesen, so würden sich die Damen verzweifelt gelangweilt haben, die Possierlichkeit der kleinen Bierfüßler entschädigte indes einigermaßen die Getäuschten, welche sich große Ueberraschungen eingebilddet haben mochten.

„Kollege Philipp, ich mache Euch mein Kompliment“, sagte einer der Ärzte, an den Genanten herantretend.

„Mir? Warum?“ fragte der Angeredete.

„Um, habt in einen Glückstopf gegriffen, eine hübsche junge Frau gekapert. Unserer fällt bei solchen Gelegenheiten wie regensaul gewordenes Obst ab.“

Doktor Philipp lachte.

„Habt gut lachen, das kizelt Euch“, redete der andere. „Wenn an Euch Wunder geschehen können, sollte ich meinen, 's wäre auch an mir möglich . . . Nicht?“

„Wollt Ihr heiraten, Kollege Giersdorf?“

„Je nun, warum nicht? Wir beide . . . Ihr und ich . . . sind fast in gleichem Alter, da wird's von meiner Seite wol nicht voreilig gehandelt sein, denke ich. Wenn ich nicht ganz irre, so seid Ihr noch um ein Järchen älter als ich . . . ich bin 'n Bierziger.“

„Versucht's“ antwortete jener und in dem Tone der kurz hingeworfenen Aufforderung markirte sich der Aerger über diesen Altersvergleich.

Nach einer Pause äußerte Doktor Giersdorf: „Ja, das hat den Teufel gesehen. Weiß man denn, ob man eine rechtschaffene treue Frau kriegt!? Bei unserm Alter ist das eine Frage mit himmelhohen Fragezeichen. Je hübscher die Frau, um desto mehr hat man zu fürchten, daß ein junges Männergesicht ihr besser gefällt und übrigens . . .“

„Ach, laßt diese Rederei! ich habe keine Lust an derlei,“ schnitt sein Kollege verbrießlich ihm die Weiterrede ab.

„Nur nicht gleich grollig“, entgegnete jener mit einem impertinenten Lächeln. „Eine Alte mag ich nicht und eine Junge . . . puh! werde ich mir wol aus dem Sinne schlagen müssen, denn ich bin nicht vermögend genug, um dadurch zu verblenden und dann . . . aber lacht mich nicht aus, Kollege . . . ich habe eine Untugend an mir, die ich nicht bemeistern kann, ich bin zu schüchtern.“

„Ihr, Giersdorf?“

„Ja, leider ich! Ich habe eine große Abneigung vor allen Ungleichheiten. Eure Frau beispielsweise kann höchstens zwanzig Jare alt sein, das scheint mir zu ungleich gegen einen Mann in den vierziger Jaren, da ist immer zu fürchten und . . .“

In diesem Momente ließ sich ein schmetternder Trompetenstoß vernemen. Ein auf dem wachholderbewachsenen Hünengrave in die Ferne spähernder Arbeiter war der Urheber dieser

plötzlichen Lusterschütterung. Er hatte die Aufgabe, das Herankommen der englischen Herrschaften zu signalisiren; aber auch der wie zerbrochen sich kundgebende Ton einer Blechglocke mischte sich als Parodie mit dem Trompetensignal. Die gutmütigen kleinen Heidschnucken waren dadurch dermaßen in Schreck versetzt worden, daß sie ihrem in höchster Verwirrung flüchtig mit der inmerfort klappernden Glocke am Halse in die Heide voranzugenden Leithammel wie toll geworden sich nachstürzten. Ihr Master verließ um keinen Fuß breit seinen innegehabten Stand, aber er schickte ihnen einen durch die Finger bewirkten gellenden Pfiff nach und die aus Rand und Band gekommenen Ausreißer kehrten demutsvoll zu ihm zurück. Ihr Leithammel befand sich jetzt, als sei er von der Schmach seines flüchtigen Heldentums niedergedrückt, im letzten Gliede seiner zur Ordnung rückkehrenden Schaar.

Die Umstehenden lachten herzlich über dies kleine Intermezzo.

„Das war sehr spaßhaft“, sagte Frau Lucie, des Doktors Philipps Gattin. „Hat es dir auch Vergnügen gemacht, lieber Philipp?“

„O gewiß, meine gute Lucie“, antwortete der Gefragte. „Und da es Dich so heiter gestimmt hat, bin ich doppelt davon erfreut. Die englischen Herrschaften werden bald hier sein und leider kann ich nicht bei Dir bleiben, was mir sehr unangenehm ist. Schließe Dich an diese Damen hier an . . . sie werden gewiß so gefällig sein, sich Deiner freundlich anzunehmen.“

„O, da haben Sie keine Sorge, Herr Doktor Philipp“, nahm eine ältliche Dame das Wort . . . „wenn auch Ihre hübsche junge Frau mit unsrer Unterhaltung unzufrieden ist.“

„Meine Lucie nicht zufrieden? Sie verkommen sie. Wenn sie wirklich etwas zurückhaltend ist, so deuten Sie ihr das nicht übel aus, sie ist unter Ihnen noch zu fremd, das ist die einzige Ursache.“

„Nimm mich mit Dir, Philipp . . . es gefällt mir unter dieser Frauengesellschaft nicht“, flüsterte die junge Frau ihrem Gatten zu.

„Das geht nicht, Lucie, das würde auffallen. Bleibe und füge Dich in's Unvermeidliche“, bat jener.

„Wenn ich muß, dann freilich; aber es ist mir sehr zuwider“, lautete Luciens Antwort, und von ihrem hübschen Gesicht schwand jeder Ausdruck der Heiterkeit, den die tolle Flucht der zierlichen Heidschnucken bei ihr hervorgerufen, ein trüber Ernst überbreitete ihre Züge. Dem Doktor, ihrem Gatten, entging diese Veränderung nicht, indes er äußerte nichts darüber.

In der kurzen Zeit seiner Verehelichung mit ihr hatte er schon öfter plötzlich von ihr besiznehmende Mißstimmungen kennen gelernt und sie one weitere Bemerkungen vorüber gehen lassen. Er war nicht ungerecht gegen sie und brachte es in Rechnung, daß ihr beiderseitiges Lebensalter um volle zwanzig Jare auseinander stand. Seine Jugend hatte keine Freude kennen gelernt, nur Bücher. Sein Vater, einer der tüchtigsten Chemiker und Apoteker in Hildesheim, gehörte jener heillosen Erziehungslehre an, welche es nicht für nötig findet, daß Jugend mit Heiterkeit gepart sein muß, und wäre das geistige Teil seines Sohnes nicht so kerngesund gewesen, es würde unter dem Drucke dieser Freudelosigkeit verdorben sein.

Erst nach seines Vaters Ableben drängte sich ihm die Verbindung, in der er sich nun befand, wie ein nicht von ihm ablassen wollender Schauer auf, und er entschloß sich, die Heirat mit der Tochter eines seiner weitläufigen, aber durch fehlgeschlagene Spekulation tief herunter gekommenen Verwandten einzugehen. Sein gutes Herz trieb ihn einesteils zu dieser Verbindung, andernteils war Lucie ihm keine ganz Fremde, deren Bekantschaft er erst hätte anbahnen müssen. Es tat ihm leid, dies junge Mädchen, welches nach ihres Vaters Tode so verlassen im Leben stand, auf den geringen Ertrag seiner weiblichen Arbeiten angewiesen zu sehen, und das Bewußtsein, daß ihm so manches mangelte, was ihn in Frauenaugen angenehm machen konnte, ließ ihn jede andere Werbung um Töchter vermittelter Familien im voraus vergeblich erscheinen.

Er ist ein Sonderling, sagte man, als seine Verehelichung

mit dem vermögenslosen Mädchen befannt wurde. Indes diese Ehe war eine nur scheinbar zufriedene, da niemand ahnen konnte, daß auf dem Gemüt der jungen Frau ein Druck lastete, welchen sie sorgsam vor ihrem Gatten verbarg. Obwol nun Frau, stand sie vereinzelt da, wie sie als ein von ihrer Händearbeit lebendes Mädchen da gestanden hatte, und doch war die schwere Sorge um Erwerb ihres Lebensunterhalts die zwingende Veranlassung zu ihrer Verhehlung mit Doktor Philipp gewesen. Ihm mangelte geistige Elastizität, sein ruhiges nachdenkliches Wesen ließ ihn kühl im Umgange mit seiner Gattin erscheinen, sein Laboratorium zog ihn weit stärker an . . . er verstand es nicht, seiner jungen hübschen Frau sich lebenswürdig zu zeigen. Trotzdem sie seinen Namen fürchte, sah sie sich einer Verlassenheit anheimgegeben, für welche es in ihren Augen keine Besserung gab.

Ihr Leben war so zu sagen an's Haus gefesselt, allen jenen gesellschaftlichen Vergnügungen, wie sie in wohlhabenden Städten eingebürgert sind, war Doktor Philipp aus Gewohnheit abhold, sein verstorbener Vater hatte ihn davon zurückgehalten und diesen Widerwillen hatte er mit in sein eheliches Leben hinüber genommen und sah sich darin bestärkt, da Lucie es nicht wagte, sich darüber zu beklagen, sie fürchtete sich, den nachdenklichen, schweigsamen Mann zu erzürnen. Sie war daher nicht wenig überrascht, als er ihr eines Tages sagte, daß er sie mit nach Hannover nehmen werde, wohin eine Zusammenkunft der Aerzte des Landes ausgeschrieben worden sei. Sie glaubte in der schönen Residenzstadt der Welfenkönige viel Freude zu finden, besonders da sie erfuhr, daß auch mehrere Doktor-Gattinnen an diesem Ausflug teilnehmen würden. Da mußte es ja gesellschaftliche Freuden geben und der Gedanke schon erheiterte sie.

Daß dabei eine Enttäuschung möglich sei, daran dachte sie mit keiner Silbe, und doch war es so. Die Zusammenkünfte der Aerzte namen in den ersten Tagen schon eine Menge Stunden in Anspruch und obwol Lucie weiblichen Umgang genoß, so fand sie sich doch nicht erheitert dadurch. Sie paßte nicht recht zu den Damen, diese nicht zu ihr . . . sie war nicht eingebürgert in der Umgangsweise dieser Frauen, die von Dingen zu sprechen wußten, die sie nicht verstand. Niedergedrückt von dem Bewußtsein, die Geringste an Wissen unter ihnen zu sein, schwieg sie, es war eine Demütigung für sie, die sich nur so ertragen ließ. Erst als die kleinen Heidschnucken durch ihr possitives, neckisches Wesen sie ergötzten, gab sie sich so, wie sie war, sie lachte herzlich über die lustigen Vierfüßler und ihren Master, der wie aus Stein gehauen, unbeweglich unter ihnen stand.

Die englischen Herren kamen in vier Wagen an. Sie waren sehr zugespitzt, mit einem kurzen Ricken erwiderten sie den höflichen Gruß der ihrer Harrenden, welche die Hüte vor ihnen zogen. Es waren meist ältliche Herren, welche das oder die Geheimnisse einer mehr als tausendjährigen Totengruft sehen wollten, nur ein einziger junger Mann befand sich unter ihnen, aber kaum war er dem Wagen entschlüpft, mischte er sich unter die Aerzte, von denen er einige aus Hannover zu kennen schien. Ein ehrwürdiger, mit ansehnlicher Leibesfülle gesegneter Herr, den mehrere der Aerzte und Arbeiter „Herr Professor“ titulirten, leitete die Blosslegung der alten Grabstätte mit einer längeren Rede in englischer Sprache ein und erklärte, daß deutsche Schriftsteller tek mit der Behauptung aufgetreten wären, die in der Heide befindlichen Gräber, wachholderbewachsene hohe Hügel, rührten aus der Zeit der blutigen Kämpfe zwischen Kaiser Karl dem Großen und dem tapfern Sachsenherzog Wittelind her, was aber der größte Irrtum sei, denn nicht einmal eine dafür sprechende Sage wäre den Nachlebenden davon verblieben. Dergleichen gehöre doch sicher nicht in die Rubrik jener Dinge, die man eben so flüchtig vergesse, wie man sie flüchtig habe erzählen hören.

Zufällig wendete sich Doktor Philipp ein wenig zur Seite und über sein hagere Gesicht lief ein düsteres Roth. Er bemerkte seine Lucie im Gespräch mit dem jungen englischen Cavalier . . . eine schlanke Jünglingsgestalt, deren jugendliches

Neußere durch goldblonden Haareichtum und eine frische gesunde Gesichtsfarbe, besonders aber durch eine edle Haltung augenfällig gehoben wurde.

War es doch in diesem Momente, als empfände Doktor Philipp einen Stich ins Herz, als er das Antlitz seiner Gattin von einem Ausdruck der Freude überglänzt sah, und diese Wahrnehmung trieb gewaltiam die Röthe zorniger Ueberraschung auf sein Gesicht. Der Zufall behütete ihn jedoch vor einem Selbstverrate seiner Entrüstung.

Die Arbeiter waren mit ihren spitzen Hacken in den Hügel eingebrochen und die ohne alle Mörtelverbindung übereinandergelegten Granitsteine der Hügelwand brachen, haltlos geworden, da auch die sie äußerlich zusammenhaltende Erdwand herabfiel, zusammen. Hinein durfte jedoch noch niemand treten, der Herr Professor erließ eine sehr verständliche Warnung, weil erst die durch ihre eigene Schwere sich gegenseitig haltenden und noch Zusammenbruch drohenden Granitsteine abgehoben und entfernt werden mußten, ehe der Zugang gestattet werden konnte.

Trotz der heißen Luft, die über der Heide lag, drang aus dem aufgebrochenen innern Raum ein feuchter, kalter Hauch den Anwesenden entgegen. In der länglich-runden Grabkammer standen Urnen von gelblich-grauer Farbe bis an den Rand herauf mit Asche und halbverbrannten Knochen gefüllt, daneben am Boden lagen Waffenstücke, Steitärte, Spieße, auch einige plumpe Schmuckfachen aus Stein und Eisen. Der erste Eindruck dieses kalten, feuchten Behältnisses hatte etwas Schauererweckendes, das sich jedoch allmählich verlor. Die in den Tongefäßen befindliche Asche war bröcklich zusammengeballt, die Gefäße selbst so sehr von Feuchtigkeit durchzogen, daß ihre Handhabung nur mit größter Vorsicht geschehen durfte, weil sie sonst in Stücken auseinanderfielen.

Die ärmeren Heidedorfbewoner pflegen dieselben, die an der Luft sehr bald erhärten, nachdem sie sie ihres Inhalts entleert und ihn in eine Grube verscharrt haben, als Koch- oder Trinkgeschirr zu benutzen, was allerdings Geschmackache ist.

Das Herandrängen der Anwesenden an die aufgebrochene Hügelwand, durch deren Oeffnung jetzt zum erstenmal nach vielen hundert Jahren das helle Tageslicht fiel, hatte auch Doktor Philipp mit fortgeschoben, so daß er mitten zwischen seinen Kollegen stand. Sich ihrer Gesellschaft zu entziehen, ließ sich nicht gut ausführen, dafür aber glaubte er durch öfteres Umschauen sich von Luciens Verhalten überzeugen zu können, indes dies Umschauen war fast eben so auffällig, als hätte er sich ohne Rücksichtname nach rückwärts durchgedrängt.

Der neben ihm Stehende fand sich durch diese Unruhe belästigt und fragte ihn lachend: „Aber guter Kollege, Ihr habt wol Angst um Eure junge Frau? Das ist hier unnötig. In der Heide gehören Entwürfungen zu den unbekanten Dingen und übrigens habt Ihr von dem jungen englischen Herrn auch nicht das mindeste zu befürchten . . . dem fehlt's nicht an Damenbekantschaften. Sehen Sie da etwas seitwärts rechts den alten dicken Herrn, der fürchterlich nach Luft schnappt, als läge er zehn Fuß tief unter Wasser und müßte ersticken? Das ist sein Oheim, der reiche Lord Clinton, dessen Vermögen Sir Richard Clinton, eben dieser junge Herr, einmal erbt.“

„Verschont mich mit diesen Geschichten, was kümmern sie mich? sie interessieren mich ganz und gar nicht“, entgegnete Doktor Philipp ärgerlich, weil er in dem ihn Belehrenden seinen Kollegen Giersdorf erkannte, der ihn schon vorhin in Zorn gebracht hatte.

Jetzt gestattete der gelehrte Professor das Nähertreten der Anwesenden, vorausgesetzt eine gebührend höfliche Rücksichtname gegen die englischen Lordschaften.

So war denn die letzte Behausung einer ehemals gewiß sehr vornehmen und zahlreichen Familie, nach der Zahl der Urnen und deren Größe zu urteilen, ihrer Vernichtung anheimgefallen. Und wenn eine lange, lange Reihe von Jaren vorübergegangen sein wird, gibt es keine Hümengräber, auch keine Heide mehr. Man macht nämlich jährlich große Strecken der letzteren urbar, und bei diesen Arbeiten ist es natürlich, daß die uralten Grabstätten mit zerstört werden, im Verlaufe der Zeit erzihrt dann kein Stäubchen von den Hümenbetten und von dem in ihrem

Schoße in seiner Asche ruhenden Volke mehr. Es ist spurlos verschwunden, wie zahlreiche Völker vor ihm.

Von den anwesenden Engländern hatte sich jedenfalls Sir Richard Clinton, welcher sich sehr angenehm mit Lucie unterhalten, am besten befunden, obwohl sein Deutschsprechen eben nicht von besonders fließender Art war. Sein würdiger Oheim, welcher unter dem Ausbruche eines so alten Heidegrabes sich etwas außerordentliches, eine Ueberraschung vorgestellt haben mochte, sah sich aufs ärgerlichste enttäuscht, und sein fleischiges von Schweißtropfen perlendes Gesicht verriet großen Verdruß, der nur vermehrt wurde, da er seinen Kessen in so eifriger Unterhaltung mit Lucie bemerkte.

„Vorfaren!“ brumte seine Lordschaft dem Lakai zu, und als auf dessen Wink der Wagen vorzur, erhielt John, der seinem wolgenärten Lord beim Einsteigen behilflich war, den Befehl, Sir Richard zu fragen, ob er sich vielleicht in der Heide häuslich niederzulassen gedenke.

„O heute und morgen noch nicht, teurer Oheim,“ antwortete der junge elegante Sir, der unbemerkt zu dem Wagen

getreten war, lachend und schwang sich auf den Sitz, den er beim Kommen eingenommen hatte. Mit vornehmer Handbewegung grüßte Lord Clinton den sich tief vor ihm verbeugenden Herrn Professor; Sir Richard aber mit freundlichem Kopfnicken die junge Frau, welche diesen Abschied nicht unerwidert ließ. Fast im gleichen Moment farbte ein tiefes Erröten ihre Wangen, sie bemerkte erschreckend, daß mehrerer Blicke sich verwunderungsvoll auf sie richteten. Bestürzt trat sie zurück, um sich dem Bereiche dieser sie beängstigenden Geschoße zu entziehen.

Bei der von ihr gemachten Wendung glaubte sie vor Entsetzen in die Knie sinken zu müssen. Doktor Philipp, ihr Gatte, stand mit zornbleichem Gesicht neben ihr.

„Komm!“ sagte er leise.

Bald wurde es öde um das zerstörte Hünengrab, nur der Master in seinem weißen, rotgekleideten Mantelrock und an dem sackweiten schwarzgrauen Strumpfe fortbreitend, stand als unvergängliche Type in der einsamen Heide unter seinen keinsou lustigen Heidschnuden!

(Fortsetzung folgt.)

Jur Entdeckungsgeschichte des Galvanismus.

Von D. Gronen.

Wo ist die „gute, alte Zeit,“ geblieben? Jene Zeit, in der man freilich nicht versäumte, sein Testament zu machen, wenn man von Berlin nach Königsberg oder Hamburg reiste; in der aber auch dem Klang des Posthorns die unseren Vätern sehr wol bekannte poetische Färbung inne wohnte, welche den romantischen Dichtern jener Zeit zur Belebung ihrer Lieder diente — von den zarten Geheimnissen der altschwerwürdigen Postkutsche ganz zu schweigen; — jene Zeit, in der die Gefängnisse doch noch wenigstens die für ihre Insassen tröstliche Eigenschaft besaßen, daß man aus ihnen ausbrechen konnte, ohne befürchten zu müssen, in einigen Tagen sich genötigt zu sehen, ihre Gastfreundschaft aufs neue in Anspruch zu nehmen, einen leidlichen Vorsprung und gute Weine vorausgesetzt; — ja, wo ist diese Zeit geblieben? sie ist unwiederbringlich dahingeschwunden seit jenem Augenblicke, da der grelle Pfiff der Lokomotive den weichen Ton des Posthorns verdrängte und seitdem der Telegraph sein weitmaschiges, eisernes Netz über die Erde gespannt hat.

Man hat den Telegraphen die glänzendste, wissenschaftliche Eroberung der Neuzeit genant. Mit Recht; denn erst in den letzten Jahrzehnten vermochte sich die Naturwissenschaft zu der bis dahin fast ungeahnten Höhe zu erheben, auf der ihr die geistvolle Benutzung einer seit Jahrtausenden bekanten Naturkraft möglich wurde, als deren Frucht wir den Telegraphen anzusehen haben. In der That, wie unzäligemale hat man von Alters her durch Reibung eines Stüchchens Bernstein oder Siegellack die geheimnisvolle Kraft der Elektrizität geweckt, one je auf den Gedanken zu geraten, die rätselhafte Zu- und Abneigung der Körper zum allezeit dienstbereiten Diener sich zu unterwerfen, der den Austausch unserer Gedanken mit Blitzesschnelle vermittelt. Die rohe, ungebändigte Kraft war von Anfang alles Seins an vorhanden, das machtvolle Zauberwort, dem sie gehorcht, aufzufinden, war unserer Zeit vorbehalten.

In der Naturwissenschaft gilt fast noch mehr, als sonstwo das Wort: Kleine Ursachen, große Wirkungen. Die Geschichte dieser Wissenschaft weist zahlreiche Beispiele nach, in denen irgend eine vereinzelt dastehende, zusammenhangslose Entdeckung urplötzlich ein helles Licht warf auf ganze Gebiete des Wissens, aus der sich ein wichtiger Zweig der Wissenschaft entfaltete, wie der mächtige Baum aus dem unscheinbaren Samenkorn.

So hatte gewiß der italienische Arzt Moisius Galvani zu Bologna, der sich vorzugsweise damit beschäftigte, die Einwirkungen zu erforschen, welche die Elektrizität auf das tierische Nervenleben ausübt, keine Ahnung von der hohen Bedeutung, welche die von ihm untersuchten Froschschenkel für die Wissenschaft gewinnen wür-

den. Und doch haben sie unmittelbar den Anstoß gegeben zu einer Reihe glänzender Entdeckungen, one die wir heute den Telegraphen möglicherweise noch nicht kennen würden.

Es war im Jare 1786, als Galvani eines Abends eine Anzahl abgechnittener Froschschenkel in seinem Laboratorium in der Nähe der Elektrifikationsmaschine liegen ließ. Dieselben waren nur teilweise vom Rumpfe getrennt und hingen noch vermittelt des bloßgestellten Hüftnerven mit demselben zusammen. Der Zufall — und dieser spielt auch in der streng aufbauenden Wissenschaft eine keineswegs bedeutungslose Rolle, — wollte es, daß einer der Gehilfen mit einem Messer den bloßgelegten Nerv berührte, und zum größten Erstaunen desselben wurde dadurch der Schenkel selbst in lebhaft zuckende Bewegung versetzt. Galvanis Frau, welche gerade gegenwärtig war, kam sofort auf den Gedanken, daß diese Zuckungen mit elektrischen Funken im Zusammenhange stehen möchten, die ein anderer Gehilfe dem Leiter der Elektrifikationsmaschine entlockte. Galvani, von der auffallenden Erscheinung in Kenntnis gesetzt, wiederholte und erweiterte diese Versuche. Einst hängte er Froschschenkel vermittelt eines kupfernen Hakens an einem eisernen Gitter auf, und so oft der Wind die Froschschenkel mit dem Eisengitter in Berührung brachte, gerieten sie in dieselben Zuckungen, die er schon beim ersten Versuche wahrgenommen hatte. Diese letztere Entdeckung nun war es, der er seinen unvergänglichen, wissenschaftlichen Ruhm verdankt.

Wir sagten oben, daß die Untersuchungen Galvanis ursprünglich auf Erforschung der Einwirkung hinausliefen, welche die Elektrizität auf die tierischen Nerven ausübt. Demgemäß meinte er denn auch in den eigentümlichen Zuckungen der Froschschenkel Aeußerungen einer in den Nerven selbst liegenden elektrischen Kraft vor sich zu haben, die er natürlich für etwas bisher noch Unbekanntes und also von ihm Entdecktes ausgab. Ja, er ging in dem Eifer und dem Feuer, das in der Regel glückliche Entdecker befeelt, so weit, zu vermuten, daß er hier der eigentlichen Lebenskraft auf der Spur sei, welche sich selbst nach dem Tode durch elektrische Einwirkungen noch erregen lasse. Was der begeisterte Mann als Vermutung aussprach, wurde von vielen phantastischen und unklaren Köpfen bereits als unumstößliche Wahrheit der staunenden Welt verkündet. Hätte man diesen charakteristischen Uebertreibungen Glauben schenken wollen, so mußte man annehmen, daß man auf dem besten Wege sei, dem garstigen Tode vollständig den Garaus zu machen, und daß der Galvanismus — diesen Namen hatte man der angeblich neu entdeckten Naturkraft beigelegt — es sei, der das Unmögliche möglich machen werde.

So ungefähr war der Stand der Meinungen, als ein anderer



Eine Sommernacht am Pofflipp. (Seite 352.)

italienischer Gelehrter, Alexander Volta in Pavia, mit einer Erklärung des sonderbaren Phänomens hervortrat, die nicht allein die allzu überschwänglichen Hoffnungen auf eine Erregung und Stärkung der Lebenskraft vernichtete, sondern auch den Entdeckerruhm Galvanis sehr in Frage stellte — wenigstens für die damalige Zeit.

Volta behauptete nämlich, daß die angebliche Entdeckung einer bisher uns unbekanten Naturkraft durch Galvani weiter nichts sei, als eine bloße Selbsttäuschung des letzteren. Die von ihm beobachteten Erscheinungen hätten nämlich ihren Grund in der schon seit den ältesten Zeiten bekanten Elektrizität, nur daß dieselben nicht, wie gewöhnlich, durch Reibung, sondern durch Verührung erzeugt sei. Ueberall, wo zwei verschiedene Stoffe sich berühren, behauptete Volta, entsteht Elektrizität. Eine so nüchterne Erklärung, die allen bisher gesponnenen Phantasien den Boden raubte, rief selbstverständlich einen heftigen Kampf in der Gelehrtenwelt hervor, und mehr als eine Lanze wurde gebrochen zur Unterstützung der Galvanischen Hypothese. Das ging so fort, bis endlich Volta jeden Zweifel dadurch überwand, daß er seine berühmte, nach ihm benannte Säule konstruirte und seine hierauf gegründete Theorie der königlichen Societät zur Beförderung der Wissenschaften in London zur Entscheidung vorlegte. Hiermit war der Sieg Voltas entschieden, und Galvani versiel leider dem Lose, das noch stets den Entdecker erwartete, dessen Verdienste man nicht anerkannte. Politische Wandelungen, denen sich der starre Sinn des Mannes zu fügen verschmähte, zogen ihm den Verlust seines Amtes zu; Armut und Trübsinn rieben seinen sonst so spannkraftigen Geist auf, und er starb schon 1798 als menschenscheuer, kummerbeladener Greis. Den vollständigen Sieg seines wissenschaftlichen Gegners erleben zu müssen, erparte ihm das Schicksal.

Worin liegt denn nun aber eigentlich das Wesen der Voltaschen Säule? Wir werden dies erkennen, wenn wir dem Physiker bei der Anfertigung einer solchen zusehen. Zu diesem Zwecke bedarf er einer Anzahl mäßig großer Metallplatten, die aber mit einander abwechseln und daher von verschiedenem Metall sein müssen. Gewöhnlich wählt man Platten aus Kupfer und Zink. Legt man auf eine Kupferplatte eine dazu passende Zinkplatte, so erhält man ein Plattenpaar. Der Physiker baut nun die Säule in der Art auf, daß er zuerst ein Plattenpaar hinlegt, die Kupferplatte nach unten, und dann über dasselbe noch eine Platte aus Bleispapier oder Tuch bringt, das aber vor dem Gebrauche längere Zeit in einer starken Salzlösung gelegen haben muß. Dann folgt abermals ein Plattenpaar in der angenommenen Reihenfolge, hierauf wieder die Papier- oder Tuchplatte, und so setzt sich fort, bis er die Säule zu der gewünschten Höhe aufgebaut hat. Ein Plattenpaar macht den Abschluß und endet natürlich mit der Zinkplatte. Hiermit ist aber die Säule noch nicht fertig. Der Physiker, dessen Arbeit wir bisher beobachtet haben, lötet nun noch an die Kupferplatte, die den Anfang der Säule bildet, einen Drat und ebenso an die Zinkplatte, welche die Säule schließt. Hiermit ist der gewünschte Apparat zur Erregung der Elektrizität hergestellt.

Besehen wir indes die angefertigte Säule so lange und so aufmerksam, als wir wollen, so werden wir doch nirgends eine Spur von Elektrizität wahrnehmen, wenn sich nicht der Physiker unserer annimmt und uns dieselbe zu fühlen gibt. „Nemen Sie diesen Drat in die Hand — so!“ Wir gehorchen schweigend, one etwas zu fühlen oder zu sehen, und bereits fängt ein ungläubiges Lächeln an, uns um die Mundwinkel zu spielen. „Jetzt fassen sie den zweiten Drat mit der andern Hand!“ ermahnt der freundliche Mann. . . . Der gewaltige Schlag, der unsern Körper mit Blitzesschnelle durchzuckt, verwandelt das Lächeln alsbald in eine Geberde, die eine schnell vorübergehende Erschütterung anzeigt. Wollten wir, erschreckt von der unerwarteten, gewaltigen Wirkung der Säule, die Drähte fahren lassen, so würde uns dies einen Schlag von gleicher Stärke zuziehen. Behalten wir sie jedoch mannhaft in der Hand, so fühlen wir nicht das Geringste mehr von der Einwirkung der Elektrizität. Aber selbst wenn wir die Geduld hätten, stundenlang die Drähte zu halten, so würde uns

dies doch keineswegs den Biß in den sauren Apfel ersparen. Der Schlag, den wir für das Loslassen in petto haben, ist uns sicher.

Angeichts dieser Erscheinung drängt sich uns die Frage auf: Worin liegt der Grund dieser gewaltigen Kraftentwicklung? Die meisten unserer freundlichen Leser kennen den eigentümlichen Apparat, den man Elektrifirmaschine nennt, und mancher von ihnen hat mit Lächeln den warhaft ergötzlichen Schwindeleien zugesehen, zu denen sie in den Händen verschlagener Gaukler auf Zarmärkten dienen muß. Bei der Elektrifirmaschine, wie bei der Voltaschen Säule derselbe erschütternde Schlag, und daher ist auch die Vermutung berechtigt, daß die Wirksamkeit der beiden Apparate auf gleichem Grunde beruhen muß. Diese Vermutung ist, wie wir schon andeuteten, eine zutreffende. Nur müssen wir auf den eigentümlichen Unterschied zwischen den beiden Elektrizitäten aufmerksam machen, der in bezug auf Erzeugung derselben zutage tritt.

Jeder weiß, daß die elektrische Ladung der Elektrifirmaschine durch vorhergegangene Reibung zweier ungleichartiger Körper (in der Regel einer Glasscheibe und zweier mit Metallmasse zubereiteten Rissen) bewirkt wird, ebenso, wie man durch Reibung einer Siegellackstange mit einem wollenen Lappen die elektrische Kraft der ersten weckt. Von einer Reibung ist nun bei der Voltaschen Säule nichts zu bemerken, und schon Volta sprach es bestimmt aus, daß man die Elektrizität seiner Säule lediglich als durch Verührung entstanden sich zu denken habe. In den Kupfer- und Zinkplatten haben wir nun die gleichartigen Körper, deren innige Verührung als Elektrizitätsquelle angesehen werden muß.

Bis auf diesen Punkt stimmen die Naturforscher in ihren Ansichten überein; sie gehen aber in ihren Meinungen sehr auseinander, wenn man sie fragt, wie denn nun in den Platten durch Verührung die elektrische Kraft erzeugt werde. Die meisten sind der Ansicht, daß sowohl in der Kupfer- als in der Zinkplatte von Natur Elektrizität vorhanden sei, und sogar zwei Arten derselben — solche, die auf kleine Körperchen, welche in den Bereich ihrer Wirkung kommen, abstoßend wirkt und solche, die diese Körper anzieht. Aber gerade das Vorhandensein beider Elektrizitäten sei schuld, daß keine derselben zur Wirkung komme. Man denkt sich die Sache etwa in folgender Weise: Zwei gleichstarke Männer würden, wenn sie ihre Kraftäußerungen auf einen außer ihnen liegenden Gegenstand richteten, einen höchst bedeutenden Effekt hervorbringen. Anders aber, wenn sie ihre Kraft gegen sich selbst in Anwendung brächten — wenn sie miteinander rängen. In diesem Falle würde ihre Kraft für alle Gegenstände außer ihnen vollständig wirkungslos sein. Dasselbe ist nach den Vorstellungen der Naturforscher der Fall mit den beiden Elektrizitäten in den Platten. Sie wirken gegeneinander, und da keine ein Uebergewicht über die andere erlangt, so heben sich ihre Wirkungen auf und erscheinen als vollständig gebunden — wie man sagt.

Wie nun die Entbindung dieser bisher gebundenen Elektrizität durch die Verührung der Platten bewirkt wird, das ist, wie wir schon anführten, eine Frage, die man füglich als eine ungelöste betrachten muß und hinsichtlich deren wir die Leser auch mit Ausföhrung der aufgestellten Hypothesen nicht langweilen wollen. Doch müssen wir ihre Aufmerksamkeit noch auf die mit Salzwasser getränkten Tuch- oder Papierplatten richten, da diese bei der Bildung der Voltaschen Säule einen wesentlichen Anteil haben, und weil one deren Mitwirkung die Kraft derselben eine sehr geringe sein würde. Wollte man nämlich zum Aufbau der Säule ausschließlich Kupfer- und Zinkplatten benützen, so könnte man dieselben berghoch aufstürmen, one einen stärkeren Effekt zu erzielen, als wenn man ein einzelnes Plattenpaar herstellt. Diese auffallende Erscheinung findet darin ihre Erklärung, daß jedes neu hinzugefügte Plattenpaar die in den vorhergehenden wirksamen Elektrizitäten wieder bindet und also stets nur die unterste nebst der obersten der Platten in Wirksamkeit ist. Dieser Uebelstand wird durch Einschlebung der mit Salzwasser getränkten Tuchplatten verhindert, die, statt die elektrischen Wirkungen der Plattenpaare aufzuheben, vielmehr die elektrischen Ströme ungeschwächt von dem einen zum andern leiten. Demnach konzentriert sich in einer aus hundert Plattenpaaren bestehenden Säule in der unteren

Kupferplatte, ebenso wie in der oberen Zinkplatte, die gesammte elektrische Kraft sämtlicher Plattenpaare.

Endlich müssen wir uns noch über den Zweck der beiden Drähte klar zu werden suchen, die der Physiker an die unterste und oberste Platte anlöthete. Ihnen ist die Rolle eines Vermittlers zugewiesen. Die beiden grundverschiedenen Elektricitäten sind nämlich darin entgegengegesetzten Naturen ähnlich, daß sie sich mit großer Leidenschaft zu vereinigen streben. Die Drähte sind nun die Brücke, auf der die Vereinigung stattfindet. Man wird darüber klar, wenn man die Enden derselben bis auf ganz kurze Entfernung einander nahe bringt. Die kleinen hellleuchtenden Funken, die mit großer Schnelligkeit von einem Drahtende bis zum andern springen, erregen sicher schon die Vermutung, daß hier etwas ganz besonderes im Werke ist. Noch überzeugender

aber ist für uns der gewaltige Schlag, den wir bei Berührung beider Drähte empfangen. In dem Augenblick nämlich, in dem diese Berührung stattfindet, ist für die Elektricität eine Kette geschlossen, die aus der Säule, den Drähten und unserem Körper besteht, durch welchen jetzt der ununterbrochen kreisende elektrische Strom seinen Weg nimmt. Kommt ein fremder Körper einer geschlossenen Kette zu nahe, so unterbricht er durch seine Berührung dieselbe und empfängt natürlich den elektrischen Schlag, der dadurch herbeigeführt wird.

Man begreift, daß die in ihren Wirkungen furchtbare Kraft großer Elektrifizirmaschinen oder Voltascher Säulen unter Umständen in den Händen boshafter Menschen eine Waffe werden kann, deren Verderblichkeit um so größer ist, als ihre Wirkungen so blitzschnell und so unaufhaltsam eintreten. Im Schillerschen „Geisterscher“ bildet die Elektrifizirmaschine bekanntlich das Hauptmittel einer sehr ge-

schildt angelegten Mystifikation, die auf ein Bubenstück hinausläuft. „Sehen Sie in der Voltaschen Säule das Bild des Lebens!“ hatte Napoleon zu seinem Leibarzt Corvisart gesagt, als er von den wunderbaren Wirkungen des neuerfundeneu physikalischen Apparates Kenntnis erhielt. Es zeigt uns dies Wort eines geistig so bedeutenden Mannes, wie Napoleon, von welcher Art die Hoffnungen waren, die durch Voltas Säule in den Köpfen der Zeitgenossen wach gerufen wurden. Hier hatte man ja die Herrschaft über eine Naturkraft errungen, die es vermochte, die Muskeln des Körpers in derselben energischen Weise zum Zusammenziehen und Ausstrecken zu zwingen, als ob dieselben unter der unbeschränkten Herrschaft des Willens ständen. Wer vermochte abzusehen, ob es nicht einer Reihe der glänzendsten Entdeckungen gelingen würde, das Wesen der geheimnißvollen Lebens-

kraft, an die man in damaliger Zeit noch fest glaubte, zu enthüllen, und diese selbst durch einen physikalischen Prozeß, wenn nicht neu zu erzeugen, so doch möglichst lange in Wirksamkeit zu erhalten? Ja, es machte sich bereits die Ansicht geltend, daß die Lebenskraft kurze Zeit nach dem erfolgten Tode dem Körper noch innewohne, und daß es nur eines zweckmäßig geleiteten physikalischen Prozesses bedürfe, um dieselbe wieder in Tätigkeit zu setzen. Diese Voraussetzung konnte nach den Ansichten vieler der damaligen Gelehrten nur dann eine zutreffende sein, wenn man diese Versuche an Körpern anstellen könnte, über die der Tod in der Fülle der Lebenskraft heringebrochen sei, also vorzugsweise an Körpern von Hingerichteten.

In Italien, wo sich ja Volta's Theorie zuerst Boden errungen hatte, kam einschlagende Versuche an-

(Schluß folgt)



Reinecke Fuchs. (Seite 351.)

man auch zuerst auf den Gedanken, zuzustellen.

Wie es in Brasilien aussieht.

Brief eines Ausgewanderten.

Curitiba, Brasilien, Provinz Parana,
Ende November 1881.

Geehrte Redaktion!

Seit einiger Zeit erhalte ich von mehreren mir unbekanten Personen aus Deutschland brisliche Anfragen über die Verhältnisse Brasiliens und welche Aussichten sich deutschen Auswanderern hier eröffnen. Ich glaube allen den Fragestellern und vielleicht vielen anderen Auswanderungslustigen nicht besser dienen zu können, als wenn ich meine sowie meiner hiesigen Freunde Erfahrungen in dieser Angelegenheit einem so weit verbreiteten Blatte wie die „Neue Welt“ darlege und im Interesse der Wahrheit um Abdruck bitte. Zuerst will ich in allgemeinen Umrissen über Brasilien berichten, dann speziell über die Verhältnisse der Provinz Parana. Wir wollen weder zur Auswanderung raten noch gar dazu verleiten. Allein hat sich jemand zur Auswan-

derung entschlossen, so hat er auch gewiß seine triftigen Gründe dazu; und ist der Entschluß auszuwandern einmal unumstößlich gefaßt, dann gilt das Sprichwort: Friß gewagt ist halb gewonnen! und fort nach Nord- oder Südamerika, nach Australien oder Südafrika, oder was man sich sonst als Reiseziel gewält!

Vielen, die da auswandern, bangt vor der Seereise, vor allem aber vor der „Seckrankheit“, die jedoch gar nicht schlimm, im Gegenteil nur nützlich ist. Sie besteht in Erbrechen und dauert drei bis vier Tage, mitunter auch länger, starke Naturen bleiben meist verschont; und jedem ist zu raten, kein Mittel dagegen anzuwenden. Diejenigen, welche nach Brasilien wollen, mögen keinen andern Dampfer als einen der „Hamburg-Südamerikanischen Dampferlinie“*) benutzen, weil damit die kürzeste Fahrt gemacht

*) Hauptagent: D. R. Lobdanz, Baumwall 10, Hamburg.

wird, welche gewöhnlich von Hamburg bis Rio de Janeiro 24—25 Tage dauert. Die Verpflegung auf diesen Schiffen ist gut, wenigstens bedeutend besser als auf den englischen Dampfern, und jedes Schiff hat einen Arzt am Bord, der jedem Passagier im Krankheitsfalle unentgeltlich zur Verfügung steht. Wenn es seine Mittel erlauben, veräume ja nicht, Lissabon zu besuchen, es ist eine prächtig gelegene Stadt und die letzte, die man von Europa sieht. Der Dampfer hält hier gewöhnlich 24 Stunden, ladet und löschet, und dann geht's hinaus in die weite Wasserwüste, an den kanarischen Inseln vorüber, wo der Pit von Teneriffa von weitem sichtbar ist, dann weiter nach Sankt Vincenta, einem afrikanischen Felsenest, wo mitunter Kolon geladen werden. Auf hoher See ist die Seekrankheit fast immer vorbei und alles amüsiert sich nach Belieben. Unter dem Äquator werden vom Schiffsvolk die tollsten Sachen aufgeführt, und mancher Passagier erhält die „Taufe“, d. h. er wird mit Wasser begossen, zum Andenken an den Uebertritt auf eine andere Erdhälfte. Der erste brasilianische Hafen ist Bahia. Hier hat das Schiff nur aus- und einzuladen. Auch diese Stadt ist sehenswert. Das ungebundene Treiben der Bevölkerung, die Bauart der Häuser und Straßen, die Neger und Mulatten, die in nahezu adamitischem Kostüm herumlaufen, die Straßenbahnen von Maulseln gezogen, hier schlechtweg „Mule“ genant — alles zusammen macht auf den Europäer einen sonderbaren Eindruck. Wir raten jedem Auswanderer, sich hier nicht niederzulassen, zumal keinem Landarbeiter, trotzdem der Verdienst gut ist; es ist hier sehr warm, selbst während den Wintermonaten Mai, Juni, Juli, August und September, und der Deutsche ist mancher gefährlichen Krankheit ausgesetzt, weil das Klima von dem europäischen gar zu verschieden ist. Nicht minder ist es die Lebensweise. Das Klima ist in allen Nordprovinzen, wie: Bahia, Pernambuco, Amazonas u. s. w. das gleiche, d. h. kein für den Deutschen zuträgliches, dagegen wird sich der Deutsche gar bald in den Südprouvinzen wie: São Paulo, St. Caterina, Parana und Rio Grande do Sul heimisch fühlen, besonders aber auf den Hochebenen dieser Provinzen, vorausgesetzt daß der Ausgewanderte kein Heimweh hat. Wer das zu fürchten hat, der bleibe überhaupt lieber zu Hause, das ist für ihn viel besser! Wer einmal den Wanderstab ergriffen hat, der muß den festen Vorsatz haben, auszuharren und allen Vorkommnissen zu trotzen. Doch jetzt noch einmal zurück zur Reise! Von Bahia geht es immer an der brasilianischen Küste entlang bis nach Rio de Janeiro, der Haupt- und Residenzstadt dieses großen Reiches. Hier hält der Dampfer abermals gewöhnlich 2 Tage. Wir sind nicht in der Lage, eine Beschreibung Rio de Janeiro's zu geben, es genüge die Bemerkung, daß es allen Anforderungen entspricht, welche man an eine Großstadt stellt. Dem Auswanderer ist zu raten, jetzt schon sich zu entschließen, nach welcher der Südprouvinzen er gehen will.

Der hamburger Dampfer geht von hier nach zwei Tagen weiter bis nach der Hafenstadt Santos in der Provinz São Paulo, will man nach dieser Provinz, so bleibe man auf dem Schiffe und fahre mit bis Santos. Santos ist eine mittlere, schmutzige Stadt, welche oft vom gelben Fieber heimgesucht wird, trotzdem gibt es hier ziemlich viel Deutsche, die bereitwilligst Auskunft erteilen. Für Handwerker ist an diesem Orte der Verdienst gut zu nennen, doch würden wir raten, sich auf den Bahnhof zu begeben und nach der Stadt St. Paulo, das ist die Hauptstadt der Provinz São Paulo, zu fahren; hier ist das Klima ein sehr gesundes und den Deutschen zuträglich; jeder geschickte Arbeiter findet hier sein Brod, denn diese Provinz hat einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel: den Kaffee. Wer Landwirtschaft betreiben will, erhält jederzeit Land, natürlich in weiter Entfernung von der Stadt. Deutsche gibt es in dieser Stadt sehr viele, die allerhand Geschäfte betreiben und ihre Rechnung finden. Außer Kaffee wird noch manche andere Nutzpflanze gebaut, besonders aber Wein, wovon alljährlich mehr und mehr erzeugt wird und in Handel kommt. Alle europäischen Getreidesorten kommen hier nicht fort, während Baumwolle ausgezeichnet gedeiht, außerdem hat die Stadt St. Paulo schon zwei Spinne-

reien und Webereien. Nach St. Paulo sei noch die regelmäßig schön gebaute Stadt Campinas hervorgehoben, die große Ähnlichkeit mit Mannheim hat. Weiter in das Innere des Landes hinein gibt es sehr große Kaffeeplantagen (Fazendas), wo oft 200 und noch mehr Neger arbeiten, die noch Sklaven sind; auch sehr viele freie Arbeiter sind hier beschäftigt und auf manchen dieser Plantagen werden bis 500 000 Sack Kaffee erzeugt. Der Kaffeebau ist ziemlich mühsam. Zuerst wird der Urwald umgehauen, nach ca. 3 Monaten dann verbrannt, dann aufgemauert, und die jungen Bäumchen schön reihenweise gepflanzt. Diese Bäume müssen sehr reinlich gehalten werden, ebenso der Boden. Im dritten Jahre ist die erste ausgiebige Ernte zu hoffen. Solch eine Kaffeeplantation gewährt einen sehr hübschen Anblick mit ihren weißen Blüten und den großen roten Kirschen, wovon jede zwei Bohnen enthält. Wenn der Kaffee ausgereift ist, werden die Kirschen gepflückt, dann auf einen Haufen gebracht und so lange liegen gelassen, bis die rote Schale weggefault ist, darauf wird er in der Sonne getrocknet, in Säcke gefüllt und verkauft. Kaffee wird in allen nördlichen Provinzen gebaut. Hat der Ansiedler die drei ersten Jahre glücklich überstanden, dann kann er auf ein rasches Vorwärtkommen unbedingt rechnen.

Freilich sind die ersten Jahre schwere entbehrungsreiche Jahre, die manchen Zaghaften mutlos machen, jedoch sind sie es nicht allein hier in Brasilien, sondern überall, wo sich der Europäer müde niederläßt, zumal auf neu angelegten Kolonien, wo es weder Weg und Steg gibt und alles erst angelegt werden muß.

So sehr auch Brasilien verschrien ist, so besitzt es doch einen sehr bedeutenden Vorzug vor manchem anderen Land in seinem ungeheuern Holzreichtum! Solche Uebelstände, wie sie vorigen Winter im Staate Minesota (Nordamerika) vorkamen, daß nämlich die Ansiedler in der Prairie ihre Blockhäuser verbrennen mußten, um nur Feuerholz zu haben, sind hier geradezu undenkbar! Die meisten deutschen Kolonien, wovon mehrere sehr blühend sind, befinden sich in den Provinzen Rio Grande do Sul und St. Caterina und ziehen sich meistens an der Küste hin oder höchstens 2—3 Tagereisen ins Innere. Auf diesen Kolonien werden besonders viel Kartoffeln gebaut d. h. brasilianische, als: Bataten (Süße), Jams u. s. w., europäische Kartoffeln gedeihen wenig. Daneben wird viel Zuckerrohr und Tabak gebaut, aus ersterem wird Zucker verschiedener Qualitäten, sowie Caschasa (Schnaps) erzeugt, beides läßt sich gut verwerten. Die bedeutendsten deutschen Kolonien sind wol Blumenau und Dona Franziska in St. Caterina und San Leopoldo, St. Cruz, Teutonia &c. in der Provinz Rio Grande. Nimt sich jemand auf irgend einer Kolonie Land, so muß er sich auf manche Entbehrung und auf harte Arbeit gefaßt machen, die meist dem eingewanderten Fabrikpöletariat äußerst schwer fällt; allein Schreiber dieser Zeilen kennt viele böhmische und sächsische Fabrikarbeiter, die nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten tüchtige Kolonisten geworden sind und um keinen Preis mehr in das Joch der Fabrikarbeit zurück möchten! Nun will ich eine kleine Schilderung entwerfen von einer ersten Niederlassung im Urwald. Hat man sein Grundstück zugemessen erhalten, was durch die Ingenieure der Koloniedirektion geschieht, so baut man sich eine Hütte der allerprimitivsten Art, daß man nicht unmittelbar der Witterung ausgesetzt ist. In dieser „Rancho“, wie der Brasilianer es nennt, schlägt man mit Sack und Pack sein Quartier auf, macht daneben im Freien die Feuerstelle und kocht da seine Malzeiten. Der Auswanderer wird daher gut tun, sich eisernes Kochgeschirr mitzubringen, was hier ziemlich teuer ist. Ist das alles in Ordnung gebracht, dann schleife man seine Art und gehe ans Holzschlagen im Urwald, wol die schwerste von allen Arbeiten. Hat man eine beliebige Anzahl von Morgen Wald niedergehauen, so muß der Wald 2—3 Monate liegen bleiben, bis er recht trocken ist, dann macht man Feuer darunter und verbrennt, was verbrennen will. Die zurückbleibende Asche gilt zugleich als Dünger, obwol Waldboden wenig oder gar keinen Dünger braucht. Während der niedergegeschlagenen Wald trocknet, sucht sich der Kolonist einen passenden Platz zum Hausbau aus, wo er gut tun wird, darauf zu sehen, daß fließendes Wasser in der Nähe ist. Das Haus wird ganz aus dem Holz

der Palme (Palmiden) hergestellt, mit Ausnahme der Eckländer, die aus festem Holz gemacht werden, an welchem kein Mangel ist. Die Nachbarn sind alle gerne unentgeltlich behülflich. Die Palmide läßt sich sehr gut spalten und alles wird mit einer Schlingpflanze, Cipo genannt, festgebunden, so daß sich auch kein eiserner Nagel im ganzen Haus befindet! Das Dach wird von Blättern gemacht, die so geschickt angebunden werden, daß kein

Tropfen Regen durchgeht. Die Türen werden aus Brettern gefügt, Fenster mit Glas gibt es im Anfange nicht, da werden Läden vorgemacht, Fußboden und Decke fehlen meistens, sind auch nicht gar notwendig, denn ist der Kolonist nicht von besondern Unglücksfällen heimgesucht, so baut er sich in wenigen Jaren ein neues feuerfestes Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Gustav Graben-Hoffmann.

Eine Künstlerbiographie von Theodor Probiß.

Im Talmud findet sich die tief sinnige Behauptung, daß von den Söhnen der Armen die Lehre ausgehe. — In allgemeiner Anwendung ist diese Behauptung eine Parodie, in tausend Fällen aber eine unanfechtbare Wahrheit, die sich namentlich auf den Mann anwenden läßt, den wir hier im Bild anschauen.

An seiner Wiege und an seinem Taufstein sah man durchaus nicht die Göttin des Glückes stehen, wol aber einen unsichtbaren Genius, der ihm stillfreudig einen Kirchentaler einband, dessen helles Gepräge die Musen des Gefanges und der Tonkunst darstellten. — Der kleine Täufeling, geboren den 7. März 1820, war der Sohn des Kantors zu Bnin, einem kleinen polnischen Städtchen, vier Stunden von Posen entfernt.

Als das sechste von den zwölf Kindern des Vaterhauses, empfing er daselbst den ersten Unterricht, und nebenbei durfte er sich musikalisch üben auf einem Klavier, das von dem Verdacht, ein wiener Flügel zu sein,

vollkommen freigesprochen werden konnte. Da wollte es das Verhängnis, daß der Vater schwer erkrankte und ein Stellvertreter an der Orgel während

des sonntägigen Gottesdienstes für ihn gesucht werden mußte. Infolge der karglichen Befolgung gestaltete sich dieser Punkt zu einer brennenden Frage, deren Lösung der dreizehn Jare alte Kantorssohn unternahm, indem er sich als Ersatzmann für seinen Vater anbot. Als der letztere diesen Entschluß hörte, sagte er: „Wenn der Junge will, dann kann er es auch!“ fügte aber für selbigen noch die Mahnung hinzu: „Schmeiß nicht um!“ — „Nun, Vater!“ entgegnete ihm das Söhnchen, „ich schmeiße nicht um!“ und schon am nächsten Sonntag hieß es im Städtchen: „Kantor Gustav spielt heute in der Kirche die Orgel!“

Noch ehe die Kirchenglocken die Gläubigen zur Andacht in das Gotteshaus riefen, stand der Knabe oben auf dem hohen Chor, den Blick nach jenem erhabenen Instrument gerichtet, das dem religiösen Leben mit aller Pracht und Fülle der Harmonien huldigt. Ganz in der Stille und von niemand belauscht, kniete er an der Orgelbank nieder und betete zum Schöpfer aller Dinge, an den sein kindlich frommes Gemüt glaubte, daß er ihm sein Vorhaben gelingen lasse und ihm dazu seinen Segen verleihen möge.

Er spielte zur allgemeinen Erbauung der Gemeinde, und

als zu ihm der Stadtprediger sagte: „Gustav, du hast heute die Orgel nicht bloß mit den Händen, du hast sie auch mit dem Herzen gespielt!“ da glänzte sein Auge so freudig und

hell wie die vergoldeten Engel an dem Taufstein. — Von diesem Augenblick an fühlte er sich ermutigt, auch die Leitung der Schule zu übernehmen, denn der Spruch des Vaters: „Wenn der Junge will, dann kann er es auch!“ hatte bei ihm tiefe Wurzel gefaßt und diente ihm fortan als Leitstern auf allen seinen Berufswegen. — Schon am anderen Tag war der „Präzeptor“ fertig, wenn auch nicht nach der Form eines Bestalozzi, Salzmann oder Dinter. Der Gustav aber war stark von Körperbau, so zu sagen ein ramassirtes Kerlchen, das der Jugend seines Ortes Respekt einzuflößen wußte. Wo der Respekt nicht ausreichte, half der Haselstock nach, welcher damals in den Volksschulen noch eine wichtige und oft sehr heilsame Rolle spielte.

Nur zu bald aber wurde ihm klar, daß sein Wissen hier nicht ausreichte und es an Vermessenheit grenze, sich eine Stellung angemacht zu haben, der er nicht gewachsen war. Da

starb sein Vater und ein neuer Lehrer trat in dessen Amt. Den Kleinen besetzte die Hoffnung, daß durch den Neuerwählten sein Wissensdrang gefördert und ein Fortschritt in der Musik ihm möglich werde. So trat er gleichsam als Lehrling in die Dienste des neuen Schulmonarchen, welcher in dem jungen, kräftigen Burschen sich einen Aufseher über die Schuljugend zu erziehen gedachte. Nebenbei konnte er den Gustav ja auch zum Stiefelputzen und sonstigen häuslichen Arbeiten verwenden, was sehr bald in ausgedehntem Maße geschah.

Entrüstet über solche Verwendung, teilte der Sohn seinen Kummer der Mutter mit, welche gegen ihn den Wunsch äußerte, daß er ein Handwerk lernen möge. Ein Handwerk? vielleicht ein Schlosser? Nein, die Harmonie von Hammer und Ambos war nicht nach seinem Geschmack. Hinweg, fort, in eine große Stadt, um dort etwas zu lernen, eine Kunst, eine geistige Beschäftigung. — Es war dies alles recht gut, recht schön, wenn die Armut der Kantorswitwe der Ausführung nicht einen Hemmschuh angelegt hätte. Woher, sagte sie zu ihrem Sohn, soll für dich Nahrung und Kleidung herkommen? — Da erinnerte sich derselbe, einmal von einem Studenten das Trostwort „Frei-



Gustav Graben-Hoffmann.

(Nach einer Photographie für die „Neue Welt“ in Holz geschnitten.)

tische" vernommen zu haben. Er dachte: sollten sich solche nicht auch für dich finden lassen? Auf nach Posen! dort gibt es gewiß Freitische und Gelegenheit zu geistiger Ausbildung. — Ueberhaupt, stützte er sich zu, lebt ja in Posen der Herr Superintendent, welcher jährlich einmal zur Kirchen- und Schulvisitation nach Bnin kam und sich immer freundlich gegen den Kantor Hoffmann gezeigt. Jedenfalls mußte sich der geistliche Herr doch noch auf den Gustav besinnen, den er in der Schule immer als den besten Schüler erkannt hatte.

Dies Vorhaben wurde der guten Mutter anvertraut. Sie willigte ein, und schon den andern Morgen trat ihr Sohn die Fußreise nach Posen an, um hier vorläufig zu spüren und zu hören. Die Ausrüstung hinsichtlich der Garderobe war bald gemacht. Es hieß: ein Rock und ein Gott. In der hintern Rocktasche einige in Papier gewickelte Butterschnitten, in der Westentasche ein paar Silbergrößen und in der Brust ein Herz voller Hoffnungen und Entwürfe, so verließ er das Vaterhaus.

Durch düstere Wälder wanderte er dahin, bis er in der Stadt anlangte, die ihm gänzlich fremd war. Welche Ueber- raschung. — Auf den belebten Straßen schossen die Menschen eilig vorüber, achteten gar nicht auf seinen Gruß. Bald wäre er unter die Räder einer dahinsausenden Equipage gekommen, und zu Mute war ihm, als sollten alle die hohen Häuser ihm auf den Kopf fallen. — Lauter fremde Gesichter. Unter den tausenden nicht einer, der auf ihn zuellte und ausrief: „Ja, Gustav, was machst denn du hier, wo willst du denn hin?“

Gesentten Hauptes wanderte der müde Bursche durch die Straßen, indem er sich fragte: was soll nun aus mir werden? Müde und matt, mit brennenden Füßen, befand er sich jetzt in einem Stadtteil, „der Graben“ genant, wo er sich auf die Steintreppe eines Hauses niedersezte. — Wie sich später ergab, bildete „Graben“ den Zusatz zu dem Namen des hier Eingewanderten, von dem niemand eine Ahnung hatte, daß er dereinst der Komponist so vieler Lieder werde, die bald rührend oder in toller Lustigkeit sich Heimatsrechte in der Gefangenschaft errangen oder gar, wie seine allberühmte Piece „500000 Teufel“ einen Gang um die Erde machten.

Wie er nun so recht betrübt und hungrig auf den Stufen saß, seine Gedanken auf einen Löffel Suppe gerichtet, da fiel ihm ein, daß sich in Posen ein Mädchen aus seinem Orte als Kellnerin in einer Restauration befände, deren Adresse ihm bekannt war, indem er solche einmal auf einen Brief hatte schreiben müssen. Er erkundigte sich nach dem Lokal, ging hin und — wurde mit Freuden von der Landsmännin begrüßt. Beider Herzen stimmten eine Jubelhymne an; er wurde ausgefragt über das und jenes, dann von dem Schänkmädchen auf die Ofenbank plaziert und — was die Hauptsache, — gründlich ausgefüttert.

Wenn man sich sattgegessen, wenn der Hunger, dieser uner- sättliche Tyrann des Magens, gebändigt und zur Ruhe gebracht worden ist, dann ist dem Menschen wolig zu Mute, dann hat er Rourage. So auch der Kantorssohn, welcher jetzt das Haus aufsuchte, wo der Herr Superintendent wohnte. In selbiges eingetreten, wurde ihm ein Zimmer bezeichnet, wo er den geistlichen Herrn treffen werde. Er fand solchen, aber nicht allein, er war umgeben von einer Anzahl junger Mädchen, Konfirmandinnen, deren rosige Gesichter mit den blihenden Augen sich dem frischen, stämmigen Burschen zuwendeten.

Der Superintendent erwartete die Ansprache, das Begehrt des Fremdling, den jetzt der Anblick der jungen Mädchen etwas verblüfft gemacht hatte. Sein Herz pochte, er war im Begriff zu sprechen und mehr als je gedachte er der Mahnung des Vaters: „Schmeiß nicht um!“ Laut und vernemlich, ja, mit ganzer Kraft seiner Stimme begann er jetzt: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Kantors aus Bnin, der Gustav. Sie wissen ja noch, Herr Superintendent, ich möchte gern recht viel lernen, aber ich bin ganz arm, und möchte nun gern von Ihnen erfahren, wie ich das anfangen soll.“

Der Superintendent rieb sich die Stirn, betrachtete sich den ledigen Besucher und entgegnete ihm, daß die Sache schwieriger

sei, als er vielleicht denke. Freier Unterricht ließe sich wol verschaffen, man könne aber nicht von der Lust leben. — Er gab dem Gustav schließlich den Rat, sich zu dem Seminar- direktor zu verfügen, vielleicht wisse dieser Aushilfe u. s. w.

Mit diesem Bescheid rückwärtsste er zur Tür hinaus und zwar unter dem verstoßenen Riechern des jungen Mädchenvolkes. — Da stand er denn auf der Straße. Alle seine rosigen Hoffnungen vernichtet. In das Seminar, vielleicht dereinstens nur Dorfschullehrer werden? Nein, er wollte mehr lernen. — Schon wollte er wieder zu seiner Landsmännin gehen, um solcher sein Herz auszuschütten, sich von ihr Tröstung zu erholen, als er auf der Straße unter den auf- und abgehenden Menschen ein ihm bekanntes Gesicht erblickte. Gleichsam elektrisch berührt, blieb er wie festgebant stehen und sprach für sich: „Ja, das ist ja wol der Herr Lehrer Vogt, der zuweilen deimen Vater besuchte.“ Eilig lief er zu ihm hin, zog seine Mütze, gab sich zu erkennen und klagte ihm seine Not. Vertrauen erweckt wieder Vertrauen. Mit voller Teilname hieß ihn der freundliche Mann guten Mutes sein, die nötigen Freitische würden sich finden, er wolle selbst dafür sorgen, den ersten solle er bei ihm haben.

Gustav mußte ihm in die Wohnung folgen, wo er das schöne Klavier sah, welches sein neuer Beschützer ihm zu seinen musikalischen Studien stellte. — Freitische und ein Piano; er solle nur baldigt nach Posen kommen. — Ach, diese Worte klangen ihm wie Harfentöne der Elohim. Fast atemlos und freudig erregt kam der Knabe nach der Restauration zurück, um dort der Freundin sein Glück zu verkünden. Sie jubelten beide hoch- auf. Ein Zmbiß und ein Glas Bier verabreichte die Kellnerin aus ihren eigenen, geringen Mitteln, was den Beweis gab, daß die Armut der Armut oft eher zu Hilfe kommt, als es der Reich- tum tut.

Noch am selbigen Tage mußte die frohe Kunde der guten Mutter heimgebracht werden, was natürlich erst in später Abend- stunde geschah. — So war denn Ostern herangekommen, und als die Feiertage vorüber waren, rüstete sich Gustav zum zweiten- mal zur völligen Ueberfiedlung nach Posen. — Zuhetreff seiner Garderobe und sonstiger Reiseutensilien hieß es: „Federleicht ist mein Gepäcke!“ Ein Hemd auf dem Leibe und zwei im Ränzchen. Auf dem Rücken trug er sein gesammtes väterliches Erbteil: eine Klarinette, eine Trompete und die fünf Welt- teile — auf großen Landkarten dargestellt. Begleitet vom Segen seiner Mutter wanderte er nach Posen, wo der Herr Superin- tendent bereits von dem Prediger in Bnin Kunde von dem Eintreffen erhalten hatte.

Er schritt leicht in die Morgensonne hinein und dennoch sollte sein Weg trotz der Fürsprache ein rauher sein. In Posen fand der Ankömmling zwar notdürftigen Lebensunterhalt, doch mißlich sah es mit dem Eintritt in die höhere Bürgerschule aus. Dort sollte er, trotz der Aussicht, die ihm der Herr Superin- tendent gemacht, nur unter der Bedingung Aufnahme erhalten, wenn er das Schulgeld auf das erste halbe Jahr erlege. Nach Ab- lauf dieser Zeit werde eine Balanz auf eine Freistelle eintreten.

Das Schulgeld in Vorausbezahlung auf ein halbes Jahr! Wenn dies nicht geschah, hieß es: marsch wieder nach Hause! In dieser Not galt es, sein väterliches Erbteil zu opfern. Er bot dem Seminar seine Landkarten, die Trompete und die Klari- nette zum Kauf an. Auf diese Offerte ging das Seminar nicht ein, man wies ihm aber Weg und Steg, die Instrumente an den Mann zu bringen. Noch am selbigen Tage hieß es: die Sache macht sich! und am andern Morgen hatte der Bedrängte den ersehnten Platz in einer höheren Schule inne, wo der drei- zehnjährige Bursche allerdings neben weit jüngeren Knaben saß. Mit eisernem Fleiß kam er rasch vorwärts, so daß er sich schon nach anderthalb Jaren in die erste Klasse hinaufgearbeitet. Aber die musikalische Ausbildung! Wer sollte ihm hier zu Hilfe kommen? Zwei der vielgeplagten Lehrer gaben infolge ihres schmalen Ein- kommens allerdings in den Nebenstunden Musikunterricht, dieser aber mußte bezahlt werden, was dem jungen Menschen bei seiner Armut ein Ding der Unmöglichkeit war.

So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als die Lehre durchs

Schlüßelloch, das heißt: er horchte von außen zu, wenn ein anderer, vom Glück begünstigter Schüler Unterricht am Instrument empfing. Nach Beendigung der Stunde machte er sich an dasselbe Musikstück, das noch in seinem Ohr fortklingte, bei welchen Studien ihn einmal einer der Lehrer überraschte und ganz erstaunt war, da er ihn eine Mozartsche Sonate ganz fehlerfrei vortragen hörte. Sofort empfing der Unbemittelte die nötige Anweisung, welche sich allerdings nicht allzuweit erstreckte, denn das Piano galt für Gustav nur als das Mittel, die Musik in ihm zur äußeren Darstellung zu bringen und der Melodie die rechte Harmoniefärbung zu geben. Der Gesang war ihm alles. — Die Regimentsmusik auf der Wachtparade war damals die Quelle, aus der er seine gesamte musikalische Befriedigung schöpfte und später schmuggelte ihn ein Hautboist in das Theaterorchester ein, wo in ihm die Idee erwachte, daß er wol einmal ein Bühnensänger werden könne.

So kam die Zeit heran, wo er auf das Seminar kommen sollte, was der Wunsch seiner Wolltäter war, welche ihn durchaus zu einem Schulmeister erziehen wollten, wozu er, wie sie meinten, das rechte Zeug mitbringe. Er dachte allerdings ganz anders, denn seine Stimme, zu einem tiefen Bariton herangereift, hatte ihm bereits lebendigen Beifall erworben.

Also Sänger werden, Musik studiren, das war sein Wunsch, das war Tag und Nacht sein kühnster Traum. Mit sieben Talern in der Tasche, die er sich gepart, die er sich am Munde abgedarbt, beschloß er nach Berlin zu gehen. Seinem ersten Wolltäter wurde das Vorhaben vertrauensvoll mitgeteilt.

Dieser blickte ihn scharf an und sagte: Junger Mann, Sie sind verrückt! — Der also Angeredete stand da, wie ein Färber, dem die Indigoküpe übergelaufen. Der edle und dem Anschein nach etwas barsche Ratgeber wurde im Verlauf des Gespräches milder gestimmt und machte dem Niedergeschmetterten die tröstliche Mitteilung, daß für musikalisch besonders begabte

Lehrer ein Stipendium bestehe, um diesen im königlichen Musikinstitut in Berlin das höhere Studium der Musik zu ermöglichen.

Ein Stipendium? königliches Musikinstitut zu Berlin? das war Wasser auf seine Mühle. — Vorwärts! „Schicksal, gehe deinen Gang“, das heißt: geh in das Seminar, fort auf die Brücke zur Erreichung des ersehnten Zieles.

Mit dem Zeugnis Nummer 1 und dem „Ausgezeichnet“ für seine musikalische Befähigung trat er in die Welt, um — offen gesagt, ein Pyramidenleben als Lehrer und Kantor in der kleinen Posenischen Stadt Schubin anzutreten.

Alexander Humboldt sagte einmal in einem besondern Kreise, wo sich der Schreiber dieser Zeilen zu befinden die Ehre hatte: „Ich beklage immer einen geistig befähigten Menschen, den das Schicksal verdammt hat, in einer kleinen Stadt zu leben. Man kann dies wahrhaft als ein Unglück bezeichnen, denn ein großer Geist wird unter kleinen Geistern klein.“

Diese Wahrheit mußte Hoffmann doppelt empfinden, er war gebeugt und atmete auf, als er nach anderthalb Jahren wieder nach Posen in eine Elementarklasse der höheren Bürgerschule versetzt wurde und sich kurz darauf die Gunst als Liedersänger in geachteten Kreisen, namentlich der Frauen, errang.

Immer heftiger aber gestaltete sich in ihm der Drang nach gründlich musikalischer Ausbildung und er bewarb sich erneuert um das Stipendium. Die Resolution lautete: „wegen mangelnder Balanz abschlägig beschieden.“

In dieser kritischen Lage nahmen die Frauen des „Grabens“ die Aenderung seines Schicksals in ihre Hand. Durch Zeichnung monatlich zu zahlender kleiner Beiträge wurden die nötigsten Existenzmittel für die Studienzeit des jungen Mannes in Berlin aufgebracht. Von diesem Augenblick an, wo man ihn als musikalisches Kind des „Grabens“ betrachtete, fügte er aus Dankbarkeit den Namen des Stadtteils seinem eigenen Namen bei; er gab sein Lehramt auf und — wanderte nach Berlin.

(Schluß folgt.)

Der Eltern Sünde.

Eine Skizze nach dem Leben von M. D....

Sie war schön, reich und zudem von vornehmer Geburt. Ihre natürlichen Anlagen hatten eine treffliche Ausbildung erhalten, so daß sie mit Recht für klug und geistreich gehalten wurde; denn sie besaß eine Bildung des Geistes und des Herzens, wie man sie in Pensionsanstalten nach französischem Muster nicht empfängt; sie hatte sich mancherlei tüchtige Kenntnisse angeeignet, die über das Bedürfnis des Salons hinaus gingen und hatte Verstand genug, sich leicht ein sicheres und oft richtiges Urteil zu bilden, und, was nicht weniger wert war, die Gabe, ohne ihrer Weiblichkeit zu schaden, ihre verhältnismäßig hohe Bildung in einer für sie höchst vorteilhaften Weise an den Tag zu legen.

Sie war schön, sagte ich, und ich verstehe unter ihrer Schönheit nicht jene Regelmäßigkeit des Gesichtes und der Figur, wie sie der Geschmack des griechischen Idealismus verlangt, also nicht jene kalte klassische Schönheit, sondern diejenige, die sich gerne Abschweifungen von der strengen Regelmäßigkeit erlaubt und dafür durch eine gewisse Wärme und Innigkeit des Ausdrucks und einen sprechenden, anmutenden Reiz der Figur reich entschädigt. Sie hatte also auch nicht jene vielgerühmte „griechische“ Nase, nein, die ihrige war wirklich ein bißchen stark gebogen, — was ihr jedoch ein recht interessantes Air gegen Uebermut und anmutiger Schelmerei gab; ihr Auge hätte jedoch einer Juno gehören können, wenn es nicht eben einen so reizvollen Schmelz gehabt hätte, wie wir ihn uns an einer Juno niemals vorstellen können; — ihre Gestalt war ebenfalls nicht nach griechischem Modell geschaffen, sonst hätte ihre Erscheinung gewiß nicht dies duftige und zugleich unahnbare Etwas gehabt, — was nur zu vergleichen ist mit dem aromatischen Blütenstaub, der im Nektar einer Nelke, und dem Goldstaub, der auf den Flügeln

eines jungen Schmetterlings ruht, der sich zum erstenmale in den Strahlen der Frühjahrs-Sonne wiegt. — Wenn du von dem Schmetterlinge den Schiller, der auf seinen Farben liegt, von den Blumen den goldigen Blütenstaub nimmst, so bleibt dir ein entstelltes Nichts — und ein eben solches Nichts ist das Weib, von dem dieser unendlich zarte Duft, den nur die Unschuld, die reizende Unbefangenheit des Geistes verleiht, genommen ist. —

Auf ihr aber lag das duftende Geheimnis der Unschuld — sie war so rein, wie ein Kind, anmutig wie die aufknospende Rose, die die laue Frühlings-Sonne bestrahlt; — — aber die zarten Finger an den weißen Händen jener vornehmen Frauen, die in ihren Boudoirs nur auf Seide und Samt ruhen, können auch so unzart sein in ihren nervösen Anwandlungen, daß sie eine unschuldige Knospe mitleidlos zwischen ihren Fingern zerdrücken, — wenn sie nach ihrer Meinung ohne Berechtigung in dem Sonnenlicht der „guten Gesellschaft“ sich freuend aufblüht zur Vollpracht der Blumenkönigin. — Hüte dich, du kleine, unbesorgte Blüte du! —

Wenn Adrienne von B. . . . in Gesellschaft war, so war sie der mächtigste Anziehungspunkt sowol für die Damen als auch für die Herrenwelt. — Konte jene doch versichert sein, neben der außerordentlichen Anmut ihres Wesens, die kaum den Neid selbst aufkommen ließ, immer eine neue originelle und schöne Idee zu einem Kleiderschnitt, zu einer Schmuckfassung oder zu einer Frisur bei ihr zu finden, — denn Adrienne verstand es mehr als alle anderen, ihre schönen Glieder in eine immer neue, überraschend geschmackvolle Hülle zu bergen, so daß sie, wenn sie von den hundert und aber hundert Kerzen-

lichtern des Salons umstrahlt war, wirklich feenhaft schön erschienen; mochte sie in Weiß, in Lila, Blau oder in was auch immer für eine Farbe gekleidet sein, mochte ihr glänzend schwarzes Haar in Locken ihr Haupt umflattern oder in wallender Flut bis auf die schlankte Taille herabwogen — immer war sie schön, schöner als alle andern; — darum war sie für die Herren eine viel umworbene Erscheinung, die erobert zu haben ein jeder sich nicht genug gerühmt hätte; wußte ja auch der Neuling, der zum erstenmale die Schöne sah, daß sie nicht weniger reich, als mit geistigen und leiblichen Vorzügen verschwenderisch ausgestattet war.

Adrienne hatte denn auch viele Anträge bekommen, aber sie lachte meist über die Bemühungen der Herren, die ihr in ihrer Oberflächlichkeit oder Geziertheit alle nicht zusagen konnten; — da war der Baron von A., der am liebsten von seinen Pferden, Hunden und Wetten sprach; dann ein Graf B., der sich in formellster Etiquette hielt, was zu seiner steifen Figur allerdings recht gut paßte, für Adrienne aber unaussehlich war; und unter den vielen anderen Bewerbern schließlich noch der Lieutenant von C., der nur von „kolossalen Ausgaben“, Duellen und „reicher Partie“ sprach. — Es war nur ein einziger unter allen, der in ihr einige Sympathie erweckt hatte, aber bald ihr ebenso zuwider wurde, als er ihr anfänglich angenehm war, nachdem sie gehört hatte, daß nicht Liebe, sondern eine gemeine Spekulation auf ihr Vermögen ihn zu ihr geführt. — Albert von G. . . . war der Sohn eines früheren Offiziers, der nach seinem Austritt aus der Armee ein hervorragender Börslanier geworden und sich in kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen „erarbeitet“, jetzt aber durch bedeutende Verluste den größeren Teil desselben eingebüßt hatte und kaum noch in der Lage war, den gewohnten Glanz seines Hauses aufrecht zu erhalten. Eine Geldheirat seines Sohnes sollte dem Mißstande abhelfen und Adrienne sollte das Opfer dieser Spekulation werden. — Sie war oft und gerne in dem Kreise, den der Finanzmann in seinen Salons versammelte, wo man sie stets mit der ausgesuchtesten Artigkeit und Zuorkommenheit empfing; als sie sich aber mehr und mehr von der Familie zurückzog, konnte Frau von G., selbst mit den raffiniertesten Bemühungen, dem Auge Adriennens die Umwandlung ihrer Gefühle, die früher so warme waren, in eine gewisse Kälte, die für Adrienne etwas Unheimliches hatte, nicht verborgen; indessen unterließ Albert seine Bewerbungen keineswegs.

Unter allen diesen Menschen sehnte sich Adrienne nach einem Manne, der so viel edle Männlichkeit besitzen mußte, daß sie mit Achtung zu ihm aufsehen, an den sie sich in aller Not und Gefahr getrost und guten Mutes anschmiegen könnte, in dem sichereren Bewußtsein, daß er sie beschützen wolle und könne; es schien ihr, als ob sie über ihre Umgebung weit, weit erhaben wäre; es kam ihr das Leben in den Salons, das sich immer nur um so oberflächliche, allen tieferen Interesses bare Dinge drehte, allmählich so langweilig vor, daß sie endlich das Bedürfnis hatte, einen Mann zu finden, der sie aus dieser stagnirenden Atmosphäre des gesellschaftlichen Lebens erheben möchte in den Bereich seines Geistes, in dem sie mit allen ihren Vorzügen aufgehen und aufleben könne. Aber wo in diesen Kreisen, in denen sie ausschließlich verkehrte, einen solchen Geist finden?

Adrienne war zwanzig Jahre alt geworden, und ihre Freundinnen fürchteten, sie würde, wie es so oft geschieht, zwar als eine gefeierte, aber auch wegen der vielen von ihr abschlägig beantworteten Heiratsanträge gefürchtete Schönheit betrachtet werden, von der man glaube, sie mache es sich zum Vergnügen, die Freier triumphirend abzuweisen, und schließlich trotz all' ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit mehr gemieden als gesucht werden. In der ihr eigenen Sorglosigkeit dachte sie selbst niemals an diese Möglichkeit, und als einst eine ihrer Freundinnen es wagte, ihr diese vorzuhalten, lächelte sie so kindlich unbefangenen Sinnes, daß jene von dem Zauber ihres Wesens entzückt, alle Besorgnisse schwinden ließ. „Ich weiß“, sagte Adrienne, „daß ich zu lieben und in der Liebe mein Glück zu finden geboren bin, gleich euch andern! Welches Weib ist denn nicht zur Liebe geschaffen? Aber ich weiß ebenso gut, daß ich einen Mann unwiderstehlich anziehen werde, den ich lieb gewonnen;

glaubst du, daß einem Weibe der widersteht, den es mit aller Innigkeit und Glut erster Leidenschaft liebt? Und kann man überhaupt lieben, ohne geliebt zu werden? Liebe um Liebe! Das Mädchen darf nicht dem Manne mit seiner Liebe entgegenkommen, es muß sich suchen und erobern lassen, wenn es nicht alle Weiblichkeit verleugnen will. Allerdings mag es in unserer extravagirenden Zeit Mädchen genug geben, die anders denken und handeln, das ist mir aber gewiß kein nachahmungswertes Beispiel; ich will warten bis ein Mann kommt, der mein Herz in Liebe auslodern läßt und der mir ein Herz, das zu besitzen Glück und Ehre zugleich ist, dafür entgegenbringt, ich selbst aber kann und will mich nicht bemühen, geliebt zu werden, am wenigsten den Herren gegenüber, die sich selbst für die Zierden unserer Gesellschaft halten. Ich würde mich verachten, wenn ich sie nicht abwies. Kannst du mich schelten, daß ich so denke?“ Adriennens Mutter berührte nie diesen Punkt; sie war eine viel zu schlichte Frau, die ihre Tochter, — wie sie sagte, aus Trauer über den Tod ihres Gemals — auch nie in Gesellschaften begleitete und überhaupt nur selten ihre einsame Villa verließ. Und wenn Adrienne einmal selbst Gelegenheit nahm, von ihrer etwaigen Zukunft zu sprechen, antwortete sie stets mit denselben Worten: „Kind, tu wie's dein Herz dir sagt!“ Inniger und herzlicher als die beiden sich liebten, konnte keine Mutter ein Kind, und kein Kind eine Mutter lieben; wo sie sich auch nur die einfachste Freude machen konnten, scheuten sie keine Mühe; aber dennoch lag stete Trauer auf der Mutter Adriennens. Seit dem Tode ihres Gatten hatte die Wittve beständig so zurückgezogen in ihrer Villa gelebt, wo sie sich allein dem Glücke ihrer Tochter widmete, des einzigen, was ihr immer neue Lust zu leben und Trost in den Stunden trübseliger Erinnerung gab. Etwas Fremdartiges in ihrem Wesen, — obschon sie eine Einheimische war — durchgeistigt von einem festen, nie weichenden melancholischen Zug, war sie für den Beobachter eine geheimnisvolle Erscheinung. Obschon sie die dreißiger Jahre zu verlassen sich anschickte, war sie doch noch von einer wunderbaren, reizvollen Schönheit, die neben der Adriennens wie die Pracht der vollentwickelten Rose neben der aufbrechenden Knospe gar nicht beeinträchtigt wurde. Aber wie ein Keil lag jener nie weichende melancholische Zug auf ihr. Ihre Melancholie galt ihrem Gatten, den ein jäher Tod von ihrer Seite gerissen.

Es waren noch nicht drei Wochen, daß sie verheiratet waren, als Herr von B. . . . höchst verstört nach Hause kam; er setzte sich nicht, wie er es sonst tat, an die Seite seines jugendlichen Weibes, wie stumpfsinnig vor sich hinblickend, beantwortete er nicht einmal die hangen Fragen, die sie in ihrer Herzensangst an ihn stellte, und als sie mit einem innigen Blicke ihn an ihre Brust zu drücken suchte, war alles, womit er ihre Zärtlichkeit beantworten konnte, ein gepreßtes: „Mein armes Weib!“ Nichts konnte sie dem bleichen Munde entlocken, was ihr über sein beängstigendes Wesen hätte Aufschluß geben können. Sie ging hinaus, um der zweifelerfüllten Brust durch Tränen Erleichterung zu schaffen. Die ganze Nacht blieb ihr Mann in Brüten versunken. Da alles vergeblich war, ihn zum Sprechen zu bewegen, überließ sie ihn endlich seinen traurigen Gedanken, obschon ihr das Herz vor Angst springen wollte; als sie ihn am anderen Morgen aufsuchte, war er schon ausgeritten. Draußen regnete es, er mußte bald wiederkommen — aber er kam nicht. Es wurde Mittag, Nachmittag; ihre Angst stieg von Stunde zu Stunde, und als sich der Abend mit seiner unheimlichen Dämmerung in die halbdunklen Zimmer schlich, da lag sie in dem höchsten Grade von Aufregung auf den Knien und betete in ihrer Herzensinfaß für ihn und für sich. Da hörte sie Schritte, Türen gingen auf und zu, Stimmen flüsterten bald laut, bald leise, unzählige Angst schnürte ihre Brust ein, sie ahnte ein furchtbares Unglück. Warum dachte sie jetzt gerade an einen Selbstmord ihres Gatten? Ja, Selbstmord — er hatte sich getötet — die Türe ging auf — sie wagte nicht hinzusehen, wer eintrat. „Gnädige Frau“, hörte sie den alten, getreuen Diener ihres Gemals sprechen, „lassen Sie Sich, es ist ein Un-

glück, ein großes Unglück geschehen, fassen Sie sich, der gnädige Herr ist — tot, Man brachte ihn eben in's Haus — er hatte ein Duell!"

Da war sie mit dem Aufschrei zusammengebrochen: „O, er

ist gestorben um meinetwillen — ich weiß es — es kann nicht anders sein, um der Schuld willen — der Schuld — — —“ Und eine tiefe Ohnmacht umnachtete ihre Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Namensfeste.

Humoreske.

Der Namenstag des Professors war im Anzug. Seit mehr als 14 Tagen beriet man, wie die Feier diesmal verlaufen sollte. Ueber die Kränze, Kuchen und dergleichen, sowie über die zum Opfer fallende Gans waren Mutter und Töchter schon in der ersten Stunde der Beratung einig geworden. Auch über die gehäkelten Teppiche, das gestickte Uhrpantöffelchen, die verschiedensten Pakete Tabak und dergl. war man bald im Reinen. Aber das Hauptpräsen, die Hauptsache — darob wollten die Frau Professor sammt Töchtern fast verzweifeln; sie konnten eben nichts finden, was der Herr Professor brauche, oder was ihm besondere Freude gemacht hätte.

Es waren nur noch 4 Tage bis zum Feste und noch wußten sie nicht, was dem Papa verehren.

Um Gottes willen, Kinder, sagte die Frau Professor fast weinerlich zu ihren Töchtern, helft mir raten, ich bin ganz erschöpft.

Aber die Mädchen wußten eben auch nichts Gescheites. Man begann sich wieder und wieder zu besinnen. Die Jüngste schaute sinnend in das Tageblatt mit seinen zallosen Anzeigen. Plötzlich machte sie einen Satz ins Zimmer und rief: Ich hab's Mama, ich hab's.

Und triumphierend zeigte sie auf eine Stelle, wo es hieß: „Große Auktion alter Bücher, Kunstgegenstände und Möbel!“ Unter dieser Aufschrift standen die hauptsächlichsten Gegenstände aufgezählt; dabei stand auch folgendes Buch: „Trithemii J. Opera historica, francofurti 1601“.

Das mußt du kaufen, Mama, rief das Mädchen hastig und eilig, und dem Papa verehren, eine größere Freude kannst du ihm nicht machen. Ich habe kürzlich gehört, wie der Papa dem Professor Goldstod sein Leid geklagt hat, daß er dieses Buch nicht zu eigen besitze. Er brauche es so notwendig und doch könne er es nur entlehnen aus der Bibliothek und mühte jeden Augenblick mit einem anderen sich teilen. Der Papa hat den Namen so oft genannt, daß ich ihn nie vergessen werde; es ist dieses Buch, das heute Nachmittag noch versteigert wird. Nun zieh' dich rasch an und kauf' es; wir haben damit ein Namensstaggesehen, welches alles überbietet, was wir bisher dem Papa gegeben haben.

Aufstürmen, den Schwal um sich werfen, den Hut aufsetzen, den Gelbbeutel füllen und den Namen des zum Ueberfluß noch groß auf einen Bettel geschriebenen Werkes einige duzendmale rezitieren, war die sofortige Tätigkeit der von dieser Idee entzückten Mama.

Um jeden Preis muß dieser Trithemius erstanden werden, murmelte sie, der Papa soll eine rechte Freude haben.

Es war noch eine Stunde bis zum Beginn der Auktion. Die Frau Professor bekam den vordersten Platz, aber bald füllte sich der Saal; die letzten standen noch vor der Türe draußen. Die Versteigerung begann.

Endlich rief der Ausbieter mit lauter Stimme. Ein altes interessantes Buch vom Jahre 1601: „Trithemii Opera historica francofurti 1601“.

Die Frau Professor wurde rot und weiß vor Erregung.

Neun Mark Ausgebot, sagte der Auktionator.

Neun Mark, sagte die Frau Professor.

Aber im nämlichen Augenblicke rief eine hohe kitzende Männerstimme zwölf Mark zur Türe hinein.

Alein die Frau Professor lächelte und sagte: fünfzehn!

Zwanzig! hieß es draußen vor der Türe.

Ein ungalanter Mensch, brummte die Frau Professor und sagte: zweiundzwanzig Mark!

Eigensinniges Weib, sagte der Mann draußen zu seiner Umgebung und bot vierundzwanzig.

Die Frau Professor erhob sich, um ihren Rivalen zu sehen, aber das war unmöglich, denn alles drängte sich um sie und über all' die Köpfe weg sah sie nicht bis zur Türe.

Dreißig Mark! sagte sie ruhig, ihre gespickte Börse hervorziehend, in der mehr als das vierfache war.

Sechsbunddreißig Mark! lautete die Antwort von draußen.

Bierzig! entgegnete die Frau Professor. Ihr Born und Ehrgeiz kamen bereits mit in's Spiel.

Fünfundvierzig! war das Echo von der Türe weg.

Das muß ein Narr sein, murmelte die Frau Professor und rief: Fünfzig!

Ich möchte nur das Weibsbild sehen, das mit solcher But den Trithemius kaufen will, sagte der Mann draußen, sicher ist sie halb toll und er bietet feuzend fünf weiter.

Aber sofort kommt die Diskantstimme mit der Antwort: Sechzig! Und nun geht's wie im Duell, Schlag auf Schlag: 60, 63, 68, 70, 75, 80, 85, 90.

Hundert Mark ruft die Männerstimme von außen herein und eine allgemeine Stille entsteht.

Die Frau Professor besinnt sich noch eine Sekunde. Nein, es ist Ehrensache — Namensfest des Gemals — 110 Mark! sagte sie gelassen. Von draußen kein Gebot mehr.

Hundertundzehn Mark zum drittenmal! Die Frau Professor zalt, nimmt den teuren Folianten (großen Band) in Schweinsleder auf den Arm und bahnt sich den Weg zur Türe hinaus. Bald ist sie auch glücklich daheim angelangt.

Das Namensfest ist erschienen und der seit den letzten Tagen höchst launische und merkwürdig verstimmte Herr Professor hat heute ein gnädigeres Gesicht aufgesetzt, indem er die Gratulationen entgegennimmt und die Geschenke ansieht.

Wie er aber auf das große Buch stößt, das in der Mitte tront und den Titel ansieht: „Trithemii opera historica“, da schüttelt er sich ganz vor Verwunderung und Staunen und der Schreidenruf entfäht seinen Lippen: Camilla, sag' mir um des Himmelswillen, wo hast du denn das Buch her?

Bei einer Auktion für dich erstanden, ist die Antwort, da dieses Buch dein Lieblingswunsch war, aber es ging heiß her, o ich hätte es um 10 Mark erhalten können, wenn nicht ein solches Ungeheuer von einem Menschen vor der Türe draußen mich wie toll hinaufgesteigert hätte!

Und wo sahest du Camilla? fragte mit bebenden Lippen der Professor.

Ganz vorn im Saal, ist die Antwort, und ich konnte den unverschämten Menschen natürlich nicht sehen.

Der Herr Professor hatte noch die Kraft herauszustößen: Camilla, jener Mensch — war ich... Und in den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude, sagt Schiller, und so endet die Geschichte von dem Geschenke zum Namensfeste. K.

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Unter vorstehendem Titel werden wir eine Reihe von poetischen Originalprodukten veröffentlichen, deren Verfasser nur die gewöhnliche Volksschulbildung genossen haben, die also dem was man gemeinhin unter dem Begriff Volk zusammenfaßt, nicht nur entsprossen sind, sondern in ihrer Anschauungs- und Denkweise auch noch ganz angehören. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Poesie, welche sich für die Nichtachtung und den Verständnismangel auf Seite der sogenannten Gebildeten unserer nüchternen Zeit dadurch rächt, daß sie ihnen hartnädig den Rücken kehrt, heute noch wie ehemals — wenn auch vielfach unbeachtet und ungelannt bei manchen der sogenannten Ungebildeten lebt — mit ihnen fühlst und denkt, und gar nicht so selten spricht und handelt. Zu dem für die Zukunft unseres Volkes gewiß sehr wichtigen Beweise, daß dem wirklich so ist, tragen wir im Folgenden anspruchlos unser Scherfelein bei. Daß das, was wir zur deutschen Volkspoesie der Gegenwart zu zählen uns erlauben, in Form und Gehalt vielfach abweicht von dem, was die Literaturgeschichte unter Volkspoesie begreift, wissen wir wol, glauben aber durch die Entstehungsart der von uns seit Jahren gesammelten Dichtungen zu der Val unseres Titels vollauf berechtigt zu sein.

Drang.

Bald prangt die Eiche neu in grünen Blättern,
Schon singt die Lerche ewigjunge Lieder,
Die Wolke rüftet sich zu neuen Wettern,
Und ich? — gibt mir kein Gott Verjüngung wieder?

Als Antwort schwebt mir vor in düstern Lettern:
Das Schicksal drückte tief in Staub dich nieder;
Kein Heiland bringt dir, keiner von den Rettern,
Zu kühnem Flug die erzbeschwerten Glieder!

Herz, dennoch willst du dich vom Staub erheben,
Willst, gleich dem Nar, in freien Lüften schweben;
Hoch über Menschenkleinmut, Haß und Land!

Der Elemente Walten willst du lauschen,
Und an der Liebe Allmacht dich berauschen
Bis stumm du niederfinstest in den Sand!

Gustav Schmidt,
Fabrikarbeiter in Ottenen.

Ein verkommenes Genie.

Wenn er sein Tagewerk beendet,
Wenn leis die Nacht hernieder sinkt,
Die Sonne keinen Strahl mehr sendet,
Des Mondes Silberfächer blinkt,
Sitzt er im kleinen Erkerzimmer
Am Schreibepult, vom Wurm zernagt,
Indes des Lämpchens bleicher Schimmer
Ihm leuchtet, bis es wieder tagt.

In einem kleinen Schranke stehen
Die Bücher, sorgsam aufgestellt;
Schon oft hat er sie durchgesehen,
Sie bilden seine ganze Welt.
Sie schließen ihm des Wissens Schätze,
Der Dichtung Lebensbrunnen auf,
Der Schöpfung ew'ge Weltgejeze
Und der Gestirne Bahn und Lauf.

Sie trösten ihn in schweren Stunden,
Wenn er des Schicksals ganze Nacht,
Des Lebens Nichtigkeit empfunden,
Wenn ihm kein Sonnenstrahl mehr lacht.
Und wenn des Glückes heit'rer Schimmer
Sich auch einmal zu ihm verlor,
Dann flieht er in sein kleines Zimmer
Und holt die Bücher rasch hervor.

Doch nicht empfinden und empfangen
Nur will des Armen sehndend Herz;
Es trägt ein mächtiges Verlangen
Ihm die Gedanken himmelwärts.
Auch er, auch er fühlt sich berufen,
Dem Hohen seine Kraft zu weih'n;
Er kniet vor des Tempels Stufen,
Doch keine Gottheit läßt ihn ein.

Die jez'ge Zeit will andre Söhne!
Sie will kein schwärmend Angesicht,
Als Lurus achtet sie das Schöne,
Als eitel Torheit das Gedicht!

Was hat er alles schon geschrieben! —
Was ihn in tieffter Brust bewegt,
Er hat sein Hassen und sein Lieben
In seinen Werken dargelegt;
Was mit der Wahrheit mächt'gem Feuer
Die jugendliche Brust durchdrang,
Was seinem Herzen lieb und teuer,
Das tat er kund in dem Gesang.

Der Weltgeschichte ernste Lehren
Führt' er im Spiel dem Volke vor,
Doch ach! es wollte ihn nicht hören,
Und höhnisch klang es ihm in's Ohr:
Was willst du unser Handeln meistern?
Nur einmal blüht des Lebens Lust!
Bleib' du bei deinen großen Geistern;
Sie sind zu groß für uns're Brust!

Und ob des Spottes herbe Pfeile
Ihn auch im Innersten verletz,
Er hat doch sonder Raft und Weile
Sein eifrig Streben fortgesetzt.
Er wollt' das Schicksal mächtig zwingen,
Den Lorbeer setzen auf sein Haar,
Doch ach! es wollt ihm nicht gelingen,
Und es blieb alles, wie es war.

Nur ärmer noch, als all' die Vielen,
Die wollig leben tief im Staub,
Fühlt er den Gram im Busen wühlen,
Und wird er der Verzweiflung Raub.
Was lieh er nicht am Wege liegen! —
Der Jugend heit'res Lebensglück
Floh er, das rauschende Vergnügen, —
Und stieß die Liebe rauh zurück.

Erring', erschaffe und erwerbe
Und mach' zu deinem Gott das Geld,
Dann bist du ein glücksel'ger Erbe
Der neuen Zeit, der heut'gen Welt!

Einsam, allein hat er gestanden
Zumitten der Genossen Schar;
Sich keine Herzen zu ihm fanden,
Weil kein's dem seinen ähnlich war. —
Zuweilen fallen seine Blicke
Auf einen welken Lorbeerkrantz,
Er denkt an schön're Zeit zurüde,
Und seine Augen sprühn im Glanz.

Er hat als Preis ihn einst errungen,
Er hat in seinem Schmutz geglänzt;
Die Lehrer hatten ihn geschlungen
Und seine Stirn damit bekränzt.
Als künst'gen Ruhmes glücklich Zeichen
Galt ihm der schöne Ehrenpreis;
Noch andern Kranz wollt er erreichen —
Unsterblichkeit, dies Lorbeerreis.

Doch der ward nicht für ihn gewunden,
Ob auch die Seele darnach lechzt,
Drum kann sein Herz nicht gefunden,
Das unter tausend Dualen ächzt;
Kein Balsam seine Wunden heilet
Und mildert all' sein schweres Leid. —
Die Feder nur geschwinder eilet
In der Erinnerung jener Zeit. —

Laß' doch das Schreiben; greif zum Spaten
Und grab' damit ein tiefes Grab.
Du bist für diese Welt mißraten,
So zaud're nicht und steig' hinab!
Du kommst ja doch nicht zu dem Ziele,
Dein Ideal erreichst du nie,
Gehst unter in dem Weltgewühle,
Armes, verkommenes Genie!

Ernst Raar,

Schriftsetzer in Kappel bei Chemnitz

Keineke Fuchs.

Eine literar-historische Skizze von Fr. Nauert.

(Mit Abbildung. S. Seite 343.)

Wenn es für die unwürdliche Dauer der poetischen Schöpfung, deren Titel diesen Zeilen voransteht, irgend eines Beweises bedürfte, so wäre dieser sicherlich darin zu finden, daß ein Dichter wie Goethe seinen Zeitgenossen und den späteren Geschlechtern dieselbe in neuer Form und neuer Sprache mit der ihm eigenen künstlerischen Meisterschaft zugänglich gemacht hat, und daß andererseits einer der größten Maler unserer Tage, der ältere Kaulbach, dieses Gedicht mit nicht minder großer Genialität illustrierte. Entzückt uns die vollendete Schönheit einer „Iphigenia“, ergreift uns der geniale Lösungsversuch des Rätsels, welches das Innere des Menschen immerdar bewegt hat, im „Faust“, so übt die Nach- und Umbildung der Mänke des in Sage und Poesie die Menschen von Alters her beschäftigenden Schlangentopfs Keineke ihre Anziehungskraft nicht minder immer wieder auf uns aus und ruft unser stets erneutes Ergötzen hervor. Die gleiche Wirkung erzielen die von Kaulbach dazu gelieferten Zeichnungen, deren eine wir in unserem Bilde unseren Lesern darbieten. Mag der Eindruck, den die Werke dieses Meisters, wie die Hunnenschlacht, das Zeitalter der Reformation, der Turmbau zu Babel, die Zerstörung Jerusalems, die Blüte Griechenlands und andere auf den Beschauer hervorrufen, ein noch so großartiger und wirkungsvoller sein, er wird daneben gewiß mit eben so viel Interesse und Vergnügen seinen „Keineke Fuchs“ betrachten. Vielleicht wird dieses letztere Werk sein Interesse noch mehr fesseln, da es, ganz der satyrischen Gabe des Meisters entsprungen, von dem Grundton seiner spöttischen, diesem Stoff durchaus entsprechenden Stimmung beherrscht und so in seiner Vollendung bedeutender ist, als andere seiner Werke, bei denen das satyrische Element der Gesamtkomposition weniger zuträglich ist. Wie er, so hat auch Goethe an der Bearbeitung dieses Stoffes seine hohe Künstlerschaft bewährt. Denn mögen noch so viel Schwierigkeiten zu überwinden sein, um ein Sujet, das der Künstler den Vorgängen und Ereignissen seiner Zeit entnimmt, künstlerisch zu gestalten, ungleich schwieriger ist doch die künstlerische Durchbildung eines Gegenstandes, der seiner ganzen Natur nach der Zeit des Künstlers fremd ist und in dessen Wesen er sich erst voll und ganz hineinleben muß, was aber nur geschehen kann, wenn er seine Subjektivität abstreift. Und schwieriger als sonst ist dies wol bei der epischen Gestaltung der Tierfabel, weil dazu eben die Ursprüng-

lichkeit und Naivität vonnöten ist, welche den alten Sagenstoff erst schaffen konnte.

Ueber das ausgezeichnete Bild selbst, das uns verbildlicht, wie der Schelm Keineke seinem Weibe Ermeln sein bei Hofe und sonst verübten losen Streiche und seinen schließlichen Triumph erzählt, werden wir später ausführlicher mitteilen. Vorerst mögen zum besseren Verständnis einige Auseinandersetzungen über das Wesen und die Entstehung der Tierfabel vorausgehen.

Das Alter der Tierfabel — wir haben hier die germanische vorwiegend im Auge — reicht wol weit über die uns bekannte Geschichte unserer Altvordern hinaus. Ziehen wir nun inbetracht die von neueren Natur- und Kulturforschern mit viel Geist und Geschick als sehr wahrscheinlich hingestellte Behauptung, daß der Mensch der Gegenwart in einem gewissen Alter in seinen Lebensäußerungen dem Lun und Treiben der gesammten Menschheit in einem entsprechenden Entwicklungsstadium entspricht, so ist der Ursprung der Tierfabel im Kindheitsalter der Menschheit auch wissenschaftlich begründet. Denn wie das Kind sich selbst tote Gegenstände belebt denkt und mit ihnen spricht, sie lobt oder tadelt, beschenkt oder bestraft, mithin bei ihnen ein Bewußtsein voraussetzt, so legt es dem lebenden Tiere erst recht und überaus häufig diese Eigenschaften bei. Die mit menschlichen Fähigkeiten ausgestatteten Helden der Kindermärchen, die ja so oft dem Tierreiche entnommen sind und der Beifall, der ihnen von den aufmerksam zuhörenden Kleinen gezollt wird, liefern den besten Beweis für die oben aufgestellte Behauptung und zeigen uns am deutlichsten die Sphäre, in denen der Tiermythos seine große Rolle spielt.

Früher war nun der Mensch durch seine ganze Stellung in der Natur viel mehr als jetzt auf das Tier angewiesen; sei es als Hirt oder als Jäger, er stand mit den Bewohnern von Feld und Wald in stetem Verkehr. Dabei lernte er aber auch alle ihre Eigenschaften kennen und fand in den Leidenschaften, sowie in deren mannigfachen Äußerungen von Schmerz, Freude und Trauer seelische Verwandtschaft mit sich. Dazu kam noch, daß er die ihm vielfach überlegene Kraft und Gewandtheit, wie auch den viel schärferen Geruchs- und Gesichtssinn vieler Tiere bewundern mußte. Der Flug der Vögel oder der Lauf dieses oder jenes Tieres bedeutet Glück oder Unglück, je nachdem; ebenso sind Tiere Anführer bei auswandernden Volksstämmen. Der Glaube an die Seelenwanderung, d. i. die Ueberfiedlung der Seele des Menschen nach dem Tode in den Körper eines Tieres, entstammt gleich-

falls diesem früheren Verhältnis des Menschen zum Tiere. Daß diese zur Deutung der Gestirne an den Himmel versetzt wurden, ist bekannt, ebenso daß ihr Bild auf Heerzeichen und Wappen benutzt wurde und noch benutzt wird.

So beweist auch die Bedeutung des Tieres für den Menschen das übermäßig hohe Alter, welches letzterer vielen von den ersteren beilegte. So wurden in den griechischen Tierfagen dem Wolf 160 bis 180 Jare, dem Esel sogar ein Alter von 220 zugesprochen. Die Krähe erreicht neun Menschenalter, der Hirsch drei Krähentalter, der Rabe drei Hirschalter, der Phönix neun Rabenalter u. s. w. Nach einem mittelhochdeutschen Spruch währt ein Baum drei Jare, ein Hund drei Baumesalter, ein Pferd drei Hundesalter und ein Mann drei Pferdesalter; dem Esel wurden jedoch drei Menschenalter zugesprochen, der Schneegans drei Felsalter, der Krähe drei Gänsealter, dem Hirsch drei Krähentalter, der Eiche drei Hirschalter und dem Elefanten drei Eselalter. Schon die riesige Zahl von 59 049 Jaren, welche dem Elefanten zugesprochen wurden, beweist am besten die Kindlichkeit der Menschen jener Zeit.

Genau wie wir nun heute diesem naiven Verhältnis des Menschen zum Tier entwachsen sind, und wie dies nur noch in der Fabel für die Kinderstube und höchstens hier und da noch in leisen Andeutungen bei einzelnen mit der Kultur nicht fortgeschrittenen Volksstämmen oder Landleuten existiert, so ist auch der Mensch selbst dem naiven fabelbildenden Alter entwachsen. Jemehr er in der Kultur fortschreitet und sich das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit entwickelt, jemehr ferner sich die Gesellschaft der Tiere entschließen konnte, desto größer wurde auch die Kluft zwischen ihnen und ihm. Die verschiedenen Sagen und Erzählungen von Handlungen, deren Träger Tiere waren, lebten nur noch in seinem Gedächtnis fort, gingen von Mund zu Mund und fanden namentlich noch in naiven kindlichen Gemüthern warme Freunde und Verehrer, um später dann von den Dichtern in einem großen Epos verschmolzen zu werden und so künstlerische Form zu erhalten.

J. Grimm, der durch seine Arbeiten die Forschung auf das Wesen und die Bedeutung dieses Gegenstandes aufmerksam gemacht und vielen Anregung zum Weiterarbeiten auf diesem Felde gegeben, sagt darüber in der vortrefflichen Einleitung zu seinem „Reinhart Fuchs“: „Wie ein Kind jene Kunst des Abstances wenig fühlend, Tiere beinahe für seines gleichen ansieht und als solche behandelt, so saßt auch das Altertum ihren Unterschied von dem Menschen ganz anders, als die spätere Zeit“. Aber eben in diese Auffassung des Altertums wird sich der Dichter des Tierepos versetzen müssen, wenn er seinem Gedicht den ihm notwendig eigenen Charakter erhalten will. Er muß ein „frischeres, sinnliches Naturgefühl“ (J. Grimm) atmen, wie unsere alten Vorjaren, welche von diesen ihren Sagenhelden auf ihrem Lebensgange mittätig begleitet wurden.

Sehr nahe liegt demnach, daß in der Tierfage nur Glieder des Tierreiches auftreten konnten, die dem betreffenden Menschen nahe standen, und daß hinwiederum solchen, die sich ganz besonders durch irgend welche Eigenschaften auszeichneten, eine hervorragendere Rolle zuteil wurde. Es waren also in Deutschland die Bewohner der deutschen Wälder, welche zur Repräsentation der Mythe wurden. So der Bär (Braun), der Wolf (Hegrim), der Fuchs (Reineke) u. a. Ursprünglich war auch ersterer König der Tiere und erst später wurde es Nibel (der Löwe), woraus Kurz (Gesch. d. deutsch. Literatur) schließt, daß die Tierfage und namentlich „Reineke Fuchs“ auf deutschem Boden entstanden sei, da der zu ihrer Entstehungszeit sicher fremdländische Löwe erst zu dieser hervorragenden Stellung in derselben in Frankreich gelangte.

Da kleine Tiere in ihrer gesamten Lebensbetätigung für die Alten viel zu unbedeutend waren — heute ist man durch fleißiges Beobachten ja zu einem anderen Resultat gelangt — so konnten sie keinen Platz in der Sage finden oder wurden doch nur zu Nebenrollen verwandt. Aber auch dem Pferde, dem Hunde, dem Ochsen wurde, weil sie durch ihre Dienstbarkeit dem Menschen gegenüber diesen viel zu wenig interessant waren, keine hervorragende Stellung angewiesen. Dagegen sind Haustiere, wie die Kaze und der Hahn, infolge ihrer Unabhängigkeit eher und des öfteren dazu berufen. Was von der menschlichen Phantasie helbenhaft und groß dargestellt werden soll, muß sich auch durch seine eigene Natur, durch hervorragende körperliche und geistige Eigenschaften auszeichnen und mit Hilfe dieser vor allem imstande sein, sich eine freie, unabhängige Stellung zu sichern; es muß also der Betätigung des dichterischen Triebes wert sein. Ist dieser Wert vorhanden, so ist die menschliche Phantasie sehr freigebig und stattet ihre Helden bereitwillig mit übermäßiger Kraft, Gewandtheit und Schlaueit aus und versetzt sie womöglich auf den Olympos, speißt sie dort mit Nektar und Ambrosia und, indem der Mensch sich an dem heiteren, dem menschlichen durchaus verwandten Treiben ergötzt, erstreut oder erstaunt er ob der titanenhaften Werke, die jene Phantasiengebilde vollbringen.

Ähnlich auch in der Tierfage. Hier „muß es der Künstler verstehen, den Tieren ihr eigentümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschenähnlichkeit zu erheben; er muß den tierischen Leib beibehalten, ihm dazu noch Geberde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen“ (J. Grimm). Reineke bleibt daher immer der schlaue Fuchs mit allen seinen tierischen Eigenschaften, was den Dichter gar nicht geniert, ihn zum frommen Klausner zu machen und ihm die Konjur und dergl. heilige Abzeichen zu verleihen, oder ihn einen Pakt mit dem Bauer wegen Schonung seiner Hühner abschließen zu lassen. Ähnlich ist es auch mit den anderen in dem Tiermythos als Akteure tätigen Individuen. (Schluß folgt.)

Sommernacht am Posilipp.

(Mit Illustration. S. Seite 341.)

Fremdling komm in das große Neapel, und sieh's, und stirb!
Schürfe Liebe, genuß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum, des Gemüthes vereitelten Wunsch vergiß,
Und was Quälendes sonst in das Leben ein Dämon wob:
Ja, hier lerne genießen, und dann, o Beglückter, stirb! —

Mit diesen Versen beginnt Platen sein Idyll „Bilder Neapels“ und deutet damit die unvergleichliche Schönheit dieser Stadt wie der sie umgebenden Landschaft an. Hierin steht er nun mit diesem seinem Urteil nicht allein, denn die Zal derer, denen das Glück zuteil wurde, mit eigenen Augen die wundervolle Natur, welche hier unter dem tiefblauen Himmel Italiens alles umgibt und durchbringt, zu schauen und dann die wagennommene Herlichkeit ihren weniger glücklichen Mitmenschen durch Schrift und Wort mitzuteilen, ist ziemlich groß, wenn sie auch nicht alle in der glücklichen Lage waren, die empfangenen Eindrücke in so schöner gebundener Rede wiederzugeben, wie unser Dichter. Mit nicht geringerer Meisterschaft hat es aber der Künstler verstanden, dem unser herrliches Bild sein Dasein verdankt, die Schönheit der neapolitanischen Natur wiederzugeben. Die hier und da nur durch einen Kuder Schlag unterbrochene nächtliche Stille, die heilige Ruhe, welche sich auf den Golf, auf die ganze Landschaft gelagert, ist meisterhaft zur Darstellung gelangt, ja man glaubt sogar hin und wieder die bleichen Strahlen des Mondes durch die ruhige Luft erzittern zu sehen. Das tiefdunkle Firmament, die hochanstrebenden Burgen und Gebäude Neapels, das satten, tiefe Grün der Vegetation bestrahlt und erglänzend vom intensiven Mondlicht, das gibt eine Stimmung und muß eine Wirkung auf das menschliche Gemüt ausüben, die allerdings nicht oft ihresgleichen findet. Dazu kommt noch, daß der Beschauer an Ort und Stelle das weite Meer und den finster grollenden See vor sich hat, während andererseits die rebengeschmückten Höhen desgleichen zur Hebung des schönen Gesamtbildes ein gut Teil beitragen. Zu diesen funkelnden Feuerweihen spendenden Bergen gehört nun auch der Posilipp, der sich im Westen von Neapel hinzieht. Der sorgenerweichende Göttertrank reichte sicher allein schon hin, um ihm im Gedächtnis der Menschen einen dauernden Platz zu bewahren, aber die Grotte, oder vielmehr der Tunnel, der durch seine Eingeweide hindurch führt und der vor mehr als dreitausend Jaren gebaut wurde, wird nicht minder beitragen, um das Gedächtnis von Mitwelt und Nachwelt an dieses schöne Fleckchen Erde zu fesseln. Um aber vollends dem menschlichen Geschlecht für alle Zeiten die Erinnerung hieran zu erhalten, ließ der römische Dichter Virgil hier seine Asche zur ewigen Ruhe bestatten. Inmitten der von saftigen Trauben beschwerten Reben wird dem Wanderer heute noch sein Grab gezeigt. Und so ist es denn neben der ippigen Schönheit der Natur, die hier ihren Reiz auf den Wanderer ausübt, auch ein Hauch aus dem klassischen Altertum, der zugleich in seine Seele zieht und mit jenem in harmonischen Afforden sein Inneres durchflingt. Das strahlt auch aus unserem Bilde wider, ein Geist, wie der von der Antike gehegte und gezogene weht uns aus dem Ganzen entgegen, und wie dieser von den alten Griechen hierher verpflanzte Geist heute noch wenigstens in der Anmut und Grazie der Haltung und Bewegungen der Neapolitaner fortlebt, so wird auch der kalte Nordländer davon ergriffen und gehoben. Geben wir zum Schluß nochmals unserem Dichter das Wort:

O balsamische Nächte Neapels! Erläglich scheint's,
Wenn auf kurze Minuten das schwellende Herz nun auch
Selbst Sankt Peter vergißt und das göttliche Pantoon,
Monte Mario selbst, und o Villa Pamfili, dich,
Deiner Brunnen und Vorbeerumschattungen küßten Siz! —

urt.

Literarische Umschau.

Deutsche Sagen. Der deutschen Jugend und unserem Volke wieder erzählt von Heinrich Pfeil. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 45 Text-Illustrationen, zahlreichen Anfangs- und Schlussh vignetten und einem Titelbilde. Leipzig und Berlin, Verlag von Otto Spamer. Ein Büchlein wie dieses, das uns alle die Niesen, Hesen, Berggeister und Kobolde vorführt, welche in unserer Kindheit eine so große Rolle spielten und an den langen Winterabenden unsere kindliche Phantasie belebten, wird nach Brauch und Sitte von den Zeitungen gewöhnlich für den „Weihnachtsstich“ besprochen. Wenn wir nun gegen diesen Brauch verstoßen, so geschieht es, weil wir meinen, daß ein gutes Buch wie das vorliegende immer gelesen und gekauft werden sollte. Recht gut und freundlich ausgestattet bringt es auf 326 Seiten neunundneunzig Sagen, unter deren Gestalten wir viele alte Bekannte finden, die sich in der ihnen vom Verfasser mit iniger Liebe gewidmeten Behandlung recht vorteilhaft ausnehmen. Möchte nur Jung und Alt von dieser Lektüre recht viel profitieren!

urt.

Preisrätzel.

Unsere Preisrätzel sind bereits einmal durch den im Verlage der „Neuen Welt“ erscheinenden Omnibuskalender veröffentlicht worden. Es erging ihnen jedoch nicht wie den Preisrätzeln des „Omnibus“ vom vorhergehenden Jahre, welche mehrere hundert Löser fanden und vielseitig als zwar sehr gut, aber doch zu leicht lösbar befunden wurden.

Die hier wiederholt abgedruckten Rätsel haben zwar auch eine Reihe von Zusendungen an die Redaktion des „Omnibus“ veranlaßt, die aber nur einige wenige halbrichtige Lösungen brachten und keine einzige ganz richtige. Wir präsentiren diese etwas harten Rätsel nunmehr den lieben Lesern der „Neuen Welt“ zum gefälligen Aufknaden und fügen hinzu, daß die Verlagshandlung als ersten Preis eine Anzahl beliebig zu wählender Bücher im Werte von 30 Mark, als zweiten desgleichen Bücher zu 20 Mark, als dritten Bücher im Werte von 10 Mark und als vierten einen elegant gebundenen Jahrgang der „Neuen Welt“ aussetzt. Als letzter Termin für die Einendung der Lösungen ist der erste September dieses Jahres festgesetzt. Wer sich also eine tüchtige Portion von Scharfsinn und Kombinationsgabe zutraut, möge darauf und darangehen!

I.

Silberrätsel.

Aus folgenden 22 Silben: ger, lin, i, stel, po, trie, e, land, mo, di, o, v, ber, lo, up, sa, ro, chen, la, sa, ne, nel — setze 7 Worte zusammen, von denen das eine eine besonders eingerichtete Schnur bezeichnet, während zwei andere die Namen zweier Flüsse sind, von welchen einer in einem europäischen Hochgebirgslande, der andere 1000 deutsche Meilen von ihm entfernt zu suchen ist; das vierte nennt eine nordische Landschaft, das fünfte eine deutsche Stadt, das sechste eine vor 2½ Jahrhunderten ihrer politischen Selbständigkeit beraubte, heute noch unkultivierte Völkerschaft; das siebente besteht in der fremdwörtlichen Bezeichnung für einen hohen Grad des Eingebildetheit. Diese sieben Worte in bestimmter Reihenfolge nennen ein geistiges Individuum, das mit einer durch einen der größten Dichter allbekannt gewordene Sagenformel verschiedenes sehr Wesentliche gemein hat.

II.

Rösselsprung-Rätsel.

falls	sche	ruf	sie	sech	re	räu	fünf
men	ber	ste	stadt	als	des	tel	sech
deut	hen	hen	das	schier	fünf	and	ber
ü	schlim	ne	nicht	in	und	tel	sind
nie	dir	halt	mein	thier	gar	vief	schma
in	prä	ses	ei	leer	hat	ein	gu
tirt	ge	gan	ed	ru	zig	rot	mehr
ges	sem	sen	stets	zer	von	ten	win

III.

Scharade.

Das Erste zu besingen
Nächt' leicht mir gelingen.
Doch besänge ich selbst mich,
Drum lieber schweig ich.
Böt' sich das Zweite auch dar
Händt ihr's sicher nicht rar.
Und wer an den Beiden
Muß schnitzeln und schneiden
Und mühsam schanzen,
Hat wenig vom Ganzen.

Sprechsal für jedermann.

Wer kann Auskunft geben, wo der aus Bayern stammende, jetzt nahezu 60 Jahre alte Tischler Franz Josef Ettinger sich befindet, oder, falls er tot sein sollte, sich vor seinem Ableben zuletzt befunden hat? Derselbe ist im Jahre 1854 nach Nordamerika ausgewandert, hat lange Zeit als Goldgräber in Kalifornien gelebt, schrieb unsanft den siebenziger Jahre an seine Verwandten in Deutschland, daß er in den Besitz eines großen Vermögens gelangt sei und binnen Jahresfrist über New-York

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. — Zur Entdeckungsgeschichte des Galvanismus. Von D. Bronen. — Wie es in Brasilien aussieht. Brief eines Ausgewanderten. — Gustav Graben-Hoffmann. Eine Künstlerbiographie von Theodor Drobisch (Mit Porträt). — Der Eltern Sünde. Eine Skizze aus dem Leben von M. B. . . . — Zum Namensfeste. Humoreske von R. — Proben deutscher Volkspoesie. — Drang. Ein verkommenes Genie. — Reineke Fuchs. Eine literar-historische Skizze von Fr. Nauert. (Mit Illustration.) — Sommernacht am Postilipp. (Mit Illustration.) — Literarische Umchau: Deutsche Sagen. — Preisrätsel. — Sprechsal für jedermann. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

Mit dieser Nummer beginnt das dritte Quartal des 7. Jahrganges der „Neuen Welt.“ Abonnements werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. B. Metz in Stuttgart.

und London nach seiner Heimat zurückkehren werde, hat jedoch seitdem garnichts mehr von sich hören lassen. Etwasige Mittelungen wolle man freundlichst unter der Chiffre X. H. an die Redaktion der „Neuen Welt“ gelangen lassen.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Berlin. M. B. Nach Ihren Angaben, die wir künftig der Einfachheit wegen lieber in Metern statt in Fuß gemacht sehen möchten, ist Ihre Wohnung allerdings viel zu klein für Ihre aus 9 Köpfen bestehende Familie. Das ungefähr 4 Meter lange und 3 Meter breite Wohnzimmer, dessen Decke ein ziemlich großer Mann beinahe mit den Fingerspitzen berühren kann, das also jedenfalls nicht über 3 Meter hoch sein wird, enthält ca. 36 Kubikmeter Luft, d. h. genau so viel als neun Menschen in einer einzigen Stunde zum Atmen brauchen. Wenn Sie mit Ihrer ganzen Familie jeden Winterabend darin mehrere Stunden lang haufen, ohne die Fenster zu öffnen, so atmen Sie alle eine entschieden gesundheitsgefährliche Luft ein und dürfen sich nicht wundern, daß „immer wenigstens zwei“ Familienmitglieder krank oder unwohl sind. Fenster und Tür auf, auch im Winter und gleichviel bei welcher Temperatur! Die Kälte schadet lange nicht so viel, wenn sie auch für den Augenblick unbehaglicher erscheinen mag, als die an Kohlenäure und alle möglichen sonstigen Verunreinigungen überreiche Stubenluft. Vor dem viel, und oft zu viel, gefürchteten „Zug“ können Sie sich jedenfalls, solange die Lüfterneuerung währt, schützen. Im übrigen sollten Sie allerdings sich schleunigst nach einer besseren Wohnung umtun, da Sie selbst zugeben, daß Sie es „im Notfall“ können. Dieser Notfall ist ganz gewiß vorhanden! Für Ihre zahlreiche Familie bedürfen Sie ein wenigstens drei- bis viermal größeres Wohnzimmer, und müssen auch dann noch beständig auf tüchtige Ventilation halten.

Brandenburg. Alter Freund der „Neuen Welt.“ Leukerbad im Kanton Ballis ist allerdings hochberühmt wegen seiner Wirksamkeit bei besonders hartnäckigen Hautausschlägen, woran Sie aber nach Ihrer Angabe gar nicht leiden. Wenn Ihnen daher Leukerbad zu weit und zu teuer ist, so brauchen Sie dem berliner Professor, welcher Sie bei der Untersuchung nicht einmal ordentlich angesehen hat, nicht zu folgen, sondern können es ebenso gut mit dem erdigen Mineralwasser von Freienwalde im Regierungsbezirk Potsdam versuchen.

Lüttich. Frau C. F. Ein vielangewendetes Gurgelwasser bei Rachenentzündung besteht aus 5,0 Maun, 300,0 Salbeitee und 30,0 Rosenhonig.

Redaktions-Korrespondenz.

Köln. Gärtner S. Das den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genussmitteln und Gebrauchsgegenständen betreffende Reichsgesetz vom 14. Mai 1879 bestimmt u. a.: Wer zum Zweck der Täuschung im Handel und Verkehr Nahrung- oder Genussmittel nachmacht oder verfälscht, wird mit Gefängnis bis zu 8 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Geld- und Gefängnisstrafe bestraft. Ebenso wird derjenige bestraft, der wesentlich verdirbene, nachgemachte oder verfälschte Nahrung- oder Genussmittel unter Verschweigung dieses Umstandes verkauft oder unter einer zur Täuschung geeigneten Bezeichnung feilhält. Wird eine solche Handlung als fahrlässigkeit begangen, so tritt Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haftstrafe bis zu sechs Wochen ein. Ferner soll Gefängnis bis zu 3 Jahren, wobei auf Ehrverlust erkannt werden darf, denjenigen treffen, die bestimmt sind, anderen als Nahrungs- oder Genussmittel zu dienen, oder Bekleidungsstücke, Spielwaren, Tapeten, Eb., Trink- oder Kochgeschirre, oder Petroleum vorsätzlich oder wesentlich herstellt, verkauft, feilhält oder sonst in Verkehr bringt, die beim Genus oder Gebrauch geeignet sind, die menschliche Gesundheit zu schädigen. In all' diesen Fällen ist auch der Versuch strafbar. War der Genus oder Gebrauch des Gegenstandes aber gar geeignet, die menschliche Gesundheit zu gefährden, so tritt Lichthausstrafe bis zu 10 Jahren, und wenn durch die Handlung der Tod eines Menschen verursacht worden ist, Lichthausstrafe nicht unter 10 Jahren bis zu lebenslänglicher Lichthausstrafe ein. Eine derartige Beurteilung hat auch noch die Folge, daß die Polizei bei den Verurteilten vom Eintritt der Rechtskraft des Urteils bis zum Ablauf von drei Jahren nach Verbüßung, Verjährung oder Erlassung der Freiheitsstrafen in den Räumlichkeiten, in welchen Nahrung- und Genussmittel, Spielwaren, Tapeten u. feilgehalten oder aufbewahrt werden, stets Revisionen vornehmen kann.

Stettin. Fräulein P. W. Sie wünschen, daß die „Neue Welt“ recht bald ein Gedicht bringen möge, worin „so recht rührend gesagt wird, wie schrecklich und böse es ist, wenn Eltern ihr einziges Kind zwingen wollen, eine unliebe Heirat zu machen?“ Nun, wir fordern hiermit feierlich alle der „Neuen Welt“ verschwieberten, verwanten und bekanten Dichter auf, diesem Wunsche eines wol recht schwer bedrückten Mädchens herzlich nachzukommen. Aber nicht wahr, liebste Fräulein P. Sie nehmen's nicht übel, wenn die verschiedenen Dichter in ihre poetische Färbung auch die nicht einzigen Kinder einschließen?

Königsberg. Stud. S. Daß wir, die Redaktion der „Neuen Welt.“ Ihnen zur Uebersetzung Ihrer Arbeiten aus dem Polnischen ins Deutsche ganz ergebenst zur Verfügung stehen, verliert sich von selbst. Nur müssen Sie gütigst beachten, daß wir vorher die polnische Sprache erlernen. Verzeihen Sie freundlichst die bei dieser Gelegenheit leider nicht zu verbergende Lücke in unsern Sprachkenntnissen!